



**Երևանի պետական համալսարան**

**Յ. Գաբրիելյան**

**Արդի գերմանագիտության  
քերականական  
տեսություններ**

**Երևան  
ԵՊՀ հրատարակչություն  
2017**

**Staatliche Universität Jerewan**

**J. Gabrieljan**

**Grammatiktheorien  
moderner  
Germanistik**

**Verlag der Universität Jerewan  
Jerewan  
2017**

ՀՏԳ 811.112.2(075.8)  
ԳՄԴ 81.2Գ-երմ ց73  
Գ 124

*Հրատարակության է երաշխավորել  
ԵՊՀ ռոմանագերմանական բանասիրության  
ֆակուլտետի գիրական խորհուրդը*

Գրախոսներ՝            Բ. Գ. Ք., դոց. Ա. Առաքելյան  
                                 Բ. Գ. Ք. Ն. Խանոյան

**Գաբրիելյան Յ.**

Գ 124 **Արդի գերմանագիտության քերականական տեսություններ/**  
Յ. Գաբրիելյան; Եր.: ԵՊՀ հրատ. 2017, 80 էջ:

Սույն ձեռնարկում ներկայացվում են բուհերի գերմանական բաժնի մագիստրատուրայի ուսանողների համար կարդացվող «Գերմաներենի քերականության արդի հիմնախնդիրները» դասընթացի այն հիմնական բաժինները, որոնք վերաբերում են գերմանագիտության ժամանակակից քերականական տեսություններին:

Այն կարող է հետաքրքրել նաև ընդհանրապես գերմաներենի տեսական և գործնական քերականության խնդիրներով զբաղվող մասնագետներին, ովքեր ցանկանում են ընդլայնել և խորացնել իրենց գիտելիքներն այս ոլորտում:

ՀՏԳ 811.112.2(075.8)  
ԳՄԴ 81.2Գ-երմ ց73

ISBN 978-5-8084-2205-6

© ԵՊՀ հրատ., 2017  
© Գաբրիելյան Յ., 2017

## **Inhalt**

Einleitung.....	7
Gegenstand der Grammatikschreibung.....	9
Überblick über Grammatiktheorien der modernen Linguistik.....	16
Überblick über wichtige neuere grammatiktheoretische Ansätze.....	18
Die Lehre vom Wort: Morphologie.....	23
Einige Ausweitungen und einige Problematisierungen.....	45
Die Lehre vom Wort: Wortartenlehre.....	53
Die Lehre vom Satz: Syntax.....	63
Literaturverzeichnis.....	75

## Einleitung

Der Terminus *Grammatik* wird - wie viele andere Termini der Sprachwissenschaft (z.B. *Syntax*, *Semantik*) - in unserer Wissenschaft systematisch mehrdeutig verwendet: So braucht man Grammatik nicht nur im Sinne von "Lehre vom regelhaften Bau einer Sprache", sondern auch im Sinne des Gegenstandes dieser Lehre, nämlich den "Regeln für den Bau einer Sprache", verstanden als wissenschaftlicher Untersuchungsgegenstand selber, und im Weiteren spricht man in neueren Theorien von Grammatik auch als "spezifischem menschlichem Vermögen, Ausdrücke gemäß den Regeln einer Sprache zu bilden und zu verstehen". Schließlich heißt Grammatik auch das Produkt wissenschaftlicher Arbeit, nämlich beispielsweise ein Buch, in dem man die Regeln des Baus einer Sprache formuliert findet.

Die Grammatik - nun wieder verstanden als eine Lehre (*technē ars*)- stellt wahrscheinlich die älteste Form wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit Sprache dar. Sie hat weit zurückreichende Wurzeln im alten Indien, in China, Griechenland, und mit der altgriechischen Grammatikschreibung verbindet die moderne ein breiter und im Wesentlichen ununterbrochener Traditionsstrang (über das antike Rom, die arabische, die mittelalterlich-christliche Grammatikschreibung usw.).

Als Lehre vom regelhaften Bau einer Sprache und ihrer einzelnen Ausdrücke hat die Grammatik im Kern zwei große Gegenstände: Sie ist zum einen eine Lehre vom Wort, und zwar vom inneren formalen Aufbau der Wörter (Morphologie) und von den Wortarten. Zum anderen umfasst die Grammatik die Lehre vom Satz (*Syntax*), das ist die Lehre von den Regeln, nach denen man aus Wörtern Sätze bildet. Das quantitative und qualitative Verhältnis von Wortlehre und Satzlehre hat eine wechselvolle Geschichte durchgemacht. Der Tatsache, dass die griechisch-abendländische Grammatikschreibung stets indoeuropäische Sprachen mit einem überaus reichhaltigen Wortformenschatz beschrieben hat

(Altgriechisch, Latein, slawische Sprachen, Deutsch), ist es zuzuschreiben, dass traditionell die Wortlehre einen beherrschenden Platz in der Grammatikschreibung und ihren Produkten (Grammatik-Büchern) einnahm. Dies geschah auf Kosten der Satzlehre (Syntax), die lange im Schatten der Lehre vom Wort stand. Erst in jüngerer Zeit erlebte die Syntax einen massiven Aufschwung, dies im Lichte neuerer grammatiktheoretischer Ansätze, die vorab am Beispiel des Englischen (einer in Hinsicht auf den Wortformenschatz armen Sprache) entwickelt wurden: die Syntax wurde dabei in der Grammatikschreibung zeitweise so beherrschend, dass man Syntax und Grammatik beinahe synonym gebrauchte. In jüngster Zeit schlägt das Pendel deutlich wieder zurück.

## Gegenstand der Grammatikschreibung

Wir haben in der Einleitung gesagt, dass der klassische Gegenstand der Grammatik in die Lehre vom Wort einerseits und in die Lehre vom Satz andererseits zerfällt. Dies möchten wir im folgenden Abschnitt etwas präzisieren, und dabei werden wir auf einige aktuelle Diskussionen um den Gegenstand einer Grammatik kurz eingehen und einige terminologische Klärungen vornehmen.

Was klassischer Gegenstand einer Grammatik ist, können wir zum einen *extensional* näher bestimmen, d.h. indem wir die Gegenstände auflisten, die dazu gehören, und wir können es zum anderen *intensional* genauer charakterisieren, d.h. indem wir Grammatik zu definieren und die Merkmale zu erfassen versuchen, die grammatischen Gegenständen gemeinsam sind.

### Extensionale Bestimmung

Ein Blick in die Geschichte der Grammatikschreibung zeigt uns eine große Konstanz in der Auffassung darüber, was der Gegenstand einer Grammatik zu sein hat. Es gibt so etwas wie den unbestrittenen Kern: Das ist eine Lehre vom Wort und eine Lehre vom Satz.

#### *Lehre vom Wort*

Hier wird nicht eigentlich das gesamte Wortmaterial einer Sprache behandelt - so etwas wäre vielmehr *Lexikologie* oder *Lexikographie*; vgl. auch weiter unten in diesem Abschnitt -, sondern Gegenstand sind lediglich Wortklassen (Wortarten), und zwar interessieren in der Grammatik in der Regel jene Wortklassen, die nach grammatischen Kriterien gebildet werden. Dazu gehören einerseits jene Wortklassen, die sich aufgrund von formalen Eigenschaften der Wörter ergeben (es geht hier etwa um Klassen von Wörtern mit gemeinsamer morphologischer Ausprägung, z.B. Verben mit der Eigenschaft der Konjugierbarkeit). Andererseits gehören hierher Wortklassen, die sich aufgrund von Regularitäten der syn-

taktischen Verwendung von Wörtern ergeben (z.B. die Klasse der Nebensatzeinleitenden subordinierenden Konjunktionen).

In einer solchen Lehre vom Wort werden in der Regel die einzelnen Wortklassen eine nach der anderen vorgestellt, indem die formalen (morphologischen) Ausprägungsmöglichkeiten - die Flexion - und die syntaktischen Verwendungsmöglichkeiten abgehandelt werden. Überdies gehört in eine solche Lehre vom Wort auch die Behandlung der Möglichkeiten der *Wortbildung*, d.h. der regulären Bildung neuer Wörter aus vorhandenem Wortmaterial. Die Lehre von den formalen Wortausprägungen und von den Wortbildungsprozessen bildet zusammen die *Morphologie*; man kann sie als die Lehre vom Bau der Wörter bezeichnen. Grundeinheit morphologischer Prozesse ist das *Morphem*.

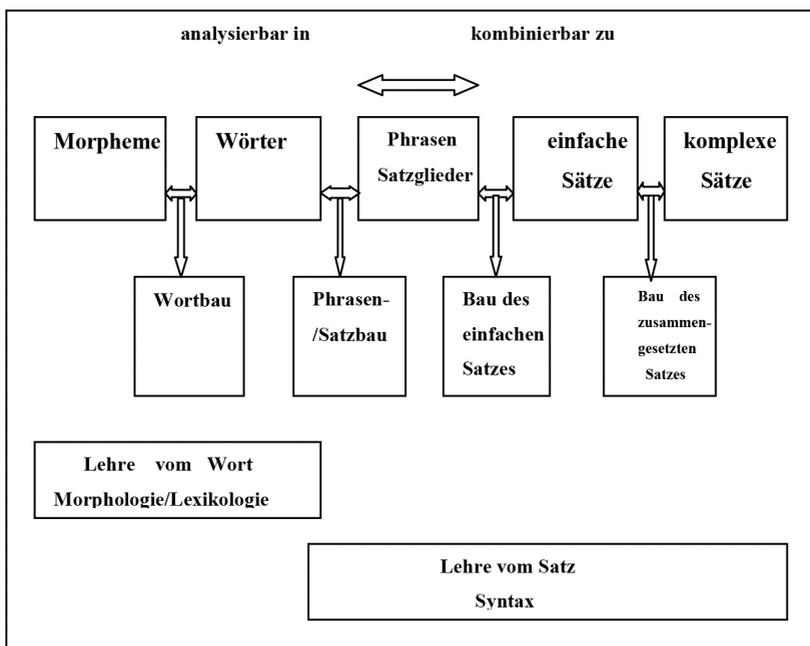
Die Lehre von den syntaktischen Verwendungsmöglichkeiten bestimmter formaler Wortausprägungen ist eigentlich bereits ein Stück Lehre vom Satz oder Syntax. Man spricht hier deshalb auch von *Morphosyntax*, um damit zum Ausdruck zu bringen, dass es einen engen Form-Funktions-Zusammenhang zwischen Morphologie und Syntax gibt und die Trennung in Wort- und Satzlehre eigentlich gar nicht möglich ist.

### *Lehre vom Satz*

Das ist die Lehre von den Regeln, wonach in einer Sprache aus den Wörtern zusammengehörige Wortgruppen (sogenannte Phrasen oder Satzglieder wie z.B. *das kleine Mädchen mit den blonden Zöpfen*), einfache Sätze und schließlich komplexe, aus mehreren Teilsätzen zusammengesetzte Sätze gebildet werden. Diese syntaktischen Regeln sind zum Teil ganz allgemeiner Art (z.B. die Regel, dass das finite Verb im deutschen Satz entweder an erster, zweiter oder letzter Stelle steht), zum Teil aber sind es auch Eigenschaften bestimmter Wortausprägungen, die für die Satzbildung entscheidend sind (z.B. "verlangt" eine Verbform wie *hilft* ein Glied im Nominativ und ein Glied im Dativ); im letzteren Fall lässt sich die Lehre vom Satz kaum abgrenzen gegenüber der Lehre vom Wort. Eine Lehre vom Satz umfasst gewöhnlich auch verschiedenartige

Typologien von Sätzen wie die *Satzbaupläne* (ein Satzbauplan im Deutschen ist z.B. “Subjekt+Prädikat+Akkusativobjekt”) oder die *Satzarten* (Aussage-/Aufforderungs-/Fragesatz).

Dieser zentrale und unbestrittene Gegenstand klassischer Grammatikschreibung (Wort-Satzlehre) lässt sich graphisch wie in Schema 1 darstellen. Die Doppelpfeile zwischen den Kategorientypen kann man von links nach rechts lesen als “werden kombiniert zu” und von rechts nach links als “sind aufteilbar/analysierbar in”.



[Schema 1]

Neben diesen unumstrittenen Gegenständen gibt es eine Reihe von weiteren Themen, die ab und zu in Grammatiken mitbehandelt werden, zum Teil schon seit sehr langer Zeit. Zum Teil ist ihre Zugehörigkeit zu einer Grammatik aber auch erst in der jüngeren Wissenschaftsgeschichte Gegenstand von Debatten geworden.

## *Laut und Buchstabe*

Eine Grammatik - verstanden als ein Buch - umfasst sehr oft auch eine Lautlehre oder *Phonologie*. In der sogenannten *segmentalen Phonologie* befasst man sich mit der Inventarisierung und genaueren Beschreibung der Laute oder *Phoneme*, die es in einer Sprache gibt, d.h. aus denen in einer Sprache die Wörter aufgebaut sind. Man formuliert zudem Regeln der Lautkombinatorik (sogenannte *Phonotaktik*: Welche Lautreihen sind in einer Sprache möglich, welche nicht?). Zur Phonologie gehören auch die Regularitäten des Wort- und Satzakkzents, der Intonation, des Rhythmus, der Pausen usw. In bestimmten Sprachen (den sog. Tonsprachen; das Deutsche gehört nicht dazu) unterscheiden sich Wörter nur durch verschiedene Tonhöhen oder Tonhöhenverläufe. Alle diese Phänomene überlagern die lautliche Ebene der Phoneme. Man nennt sie deshalb *suprasegmental* oder *prosodisch*.

Neben der Lautlehre oder Phonologie findet sich in einer Grammatik (verstanden als Buch) manchmal auch ein Kapitel zur Schreibung, Graphematik genannt. Die Graphematik befasst sich vor allem mit den einzelnen Schriftzeichen oder Graphemen. In Alphabetschriften bilden die Buchstaben, oft als Grapheme schlechthin bezeichnet, den Kernbestandteil. Zwischen Buchstaben und Lauten bestehen mehr oder weniger regelhafte Beziehungen, die sogenannten Graphem-Phonem-Korrespondenzen; das phonologische Prinzip "Jedem Laut seinen Buchstaben" ist das oberste - aber längst nicht einzige - Prinzip unserer Schrift. Neben den Buchstaben gibt es in unserem Schriftsystem noch weitere Schriftzeichen: Punkt und Komma sind beispielsweise Grenzsignale für syntaktische Einheiten (Satzglieder, Teilsätze, ganze Sätze), darum werden sie zu Recht Satzzeichen (oder Interpunktionszeichen) genannt. Eine weitere Gruppe von Schriftzeichen sind Ideogramme, graphische Zeichen, die für ganze Wörter oder Begriffe stehen; dazu gehören die Zahl-Zeichen 1, 2, 3 usw. und Spezialzeichen wie &, %, \$, §. Der Komplex der Schreibregeln für eine Sprache heißt *Orthographie* oder

*Rechtschreibung* (einschließlich Interpunktion oder Zeichensetzung). Manchmal spricht man im Gegenzug von der *Orthophonie* oder *Orthoepie* als jenem Komplex von Regeln, der die lautliche Realisierung einer Sprache betrifft.

### *Wortschatz, Lexikon*

Jüngere Grammatiktheorien, von denen wir unten die Generative Grammatik ausführlicher vorstellen werden, operieren manchmal mit einem Grammatikbegriff, der auch das gesamte Wortmaterial einschließt, und zwar nicht nur wie im oben beschriebenen Sinn der grammatischen Wortlehre, sondern im umfassenden Sinn. Eine Grammatik in diesem Verständnis steht unter dem Anspruch, sämtliche möglichen Ausdrücke einer Sprache umfassend zu beschreiben. Sie enthält für diesen Zweck ein sogenanntes Lexikon, worunter man in der Sprachwissenschaft das Inventar sämtlicher Wörter einer Sprache mit all ihren Eigenschaften versteht, und eine Syntax (und daneben in der Regel auch eine Phonologie und weiteres) zu beschreiben.

Eine umfassende Lehre vom Wort, die sowohl die Form- wie auch die Bedeutungsseite und die Eigenschaften der syntaktischen Verwendbarkeit einschließt, nennt man neuerdings oft Lexikologie (vgl. etwa Schwarze/Wunderlich 1985). Die Lexikologie als integrale Wortlehre umfasst sowohl die Morphologie als auch die lexikalische Semantik. Ein praktisches Anwendungsfeld der Lexikologie ist die Lexikographie, d.h. die Schreibung von Wörterbüchern (eine Zusammenstellung wichtiger Wörterbücher des Deutschen findet sich im Literaturverzeichnis).

Eine Grammatik in diesem weiteren, den Wortschatz oder das Lexikon einer Sprache einschließenden Verständnis beschreibt nicht mehr nur die formale Seite sprachlicher Ausdrücke, sondern auch deren Bedeutung; sie umfasst also auch das, was man Semantik nennt. Damit kommen wir zur intensionalen Charakterisierung des Gegenstandes von Grammatikschreibung, d.h. zum Versuch zu bestimmen, was die spezifischen Merkmale grammatischer Forschungsgegenstände

(im Unterschied zu anderen sprachwissenschaftlichen Forschungsgegenständen) sind.

### **Intensionale Bestimmung**

In der Grammatikschreibung hat man seit jeher hauptsächlich die sogenannte Ausdrucksseite, die signifiant-Seite oder formale Seite sprachlicher Ausdrücke beschrieben. Grammatikschreibung versteht Sprache als ein System von minimalen Einheiten und von Regeln der formalen Kombination kleinerer, einfacherer Einheiten zu größeren, komplexeren Einheiten. Die Explikation der Bedeutung der dabei verwendeten oder entstehenden sprachlichen Einheiten (Semantik) sowie die Explikation der Bedingungen der Verwendung solcher sprachlicher Ausdrücke in der sprachlichen Kommunikation (Pragmatik) sind traditionellerweise nicht Gegenstand der Grammatikschreibung. Die Termini Grammatik/grammatisch und (im Sinne eines Pars pro toto) die Termini Syntax/syntaktisch stehen in diesem Sinne für die Ausdrucksseite von Sprache, und sie stehen damit Termini wie *Semantik/semantisch* und *Pragmatik/pragmatisch* entgegen.

In der jüngeren Sprachwissenschaftsgeschichte sind jedoch grammatiktheoretische Ansätze entwickelt worden, die diesen historischen Konsens grundsätzlich aufzubrechen versuchen. Das hat verschiedene Gründe, die wir nicht genauer ausleuchten können. In der Regel liegt diesen Unternehmungen ein erweiterter Grammatikbegriff zugrunde, wobei die Erweiterung in zwei mögliche Richtungen geht: In der ersten umfasst Grammatik in etwa alles, was sich über irgendwelche sprachliche Ausdrücke sogenannt *kontextfrei* sagen lässt, d.h. alles, was sich über Form und Inhalt von sprachlichen Ausdrücken ohne Rücksichten auf eine konkrete Verwendung eines solchen Ausdrucks in einer Situation (wo sich besonders die Bedeutung eines Ausdrucks mit zusätzlichem Gehalt auflädt) sagen lässt. Grammatik ist in diesem Sinne synonym mit Systemlinguistik, und sie ist Gegenbegriff zur Pragmatik als der Theorie der

kontextuellen Verwendung von sprachlichen Ausdrücken, die die Grammatik kontextfrei beschreibt. Manchmal wird für einen derart weiten Begriff von Grammatik von der menschlichen Kognition her argumentiert: So verstandene Grammatik beschreibt einen mehr oder weniger autonomen und homogenen Komplex menschlichen Wissens. Zum andern werden derartige Ausweitungen der Grammatik, besonders auch Ausweitungen in die pragmatische Richtung, gerne mit dem theoretischen Argument verteidigt, Sprache diene letztlich der menschlichen Kommunikation, stelle ein in dieser Kommunikation entstandenes und gewachsenes System dar, und seine Kategorien und Regeln müssten demzufolge von dieser Ebene der Kommunikation her beschrieben und so weit als möglich auch fundiert und erklärt werden (das gilt besonders für die sogenannten Funktionalen Grammatiken). Solchen Argumenten zur Seite geht die eher praktische Argumentation, eine Grammatik (verstanden als Buch) diene ihren Benutzerinnen und Benutzern wenig, wenn sie nur formale Regeln des Aufbaus sprachlicher Ausdrücke und nicht semantische und pragmatische Regeln des Gebrauchs solcher Ausdrücke bietet.

Ein genauerer Blick in die traditionelle Grammatikschreibung bringt an den Tag, dass man sich zwar praktisch in der Hauptsache auf die formale Seite der sprachlichen Ausdrücke konzentriert hat, dass diese Beschränkung auf die formalen Aspekte jedoch - in Ermangelung einer allgemeinen sprachtheoretischen Reflexion, wie wir sie heute kennen - selten als solche durchschaut worden ist. Damit hängt es wohl zusammen, dass in der traditionellen Grammatikschreibung immer wieder Kategorien und Regelformulierungen auftauchen, die eindeutig semantischen oder pragmatischen Gehalt haben (also auf etwas Bezug nehmen, was mit der Bedeutung oder den Verwendungsbedingungen sprachlicher Ausdrücke und weniger mit ihrer formalen Gestalt zu tun hat); Beispiele sind etwa gewisse Wortarten, die tatsächlich, wenn auch nicht konsequent, nach der Bedeutung gefasst sind (das Numerale). Oder die Kategorien und

Regelformulierungen sind zwar in der Terminologie semantisch oder pragmatisch, ohne dies im Gehalt tatsächlich zu sein: Sie täuschen (zumal in der deutschen Terminologie) eine semantische Klasse vor, wo eigentlich klar eine morphologische und syntaktische Klassenbildung zugrunde liegt (das Verb als *Tun-* oder *Zeitwort*, das *Nomen* oder *Substantiv* als *Namen-* oder *Dingwort*); hier liegt eine - für didaktische Zwecke bedenkenswerte, wissenschaftlich jedoch bedenkliche - ein-ein-deutige Inbeziehungsetzung von formaler Kategorie und semantischer Kategorie zugrunde. Ein anderes Beispiel sind die traditionellen Satzarten wie Aussage-, Aufforderungs- und Fragesatz, bei denen sich die Frage stellt, ob ihnen formale Kategorisierungen (v.a. nach der Stellung des Verbs) oder aber Kategorisierungen nach der kommunikativen Verwendbarkeit und dem kommunikativen Sinn zugrunde liegen.

## **Überblick über Grammatiktheorien der modernen Linguistik**

### *Typologische Gesichtspunkte*

Die Ausführungen im vorausgehenden Abschnitt sollten gezeigt haben, dass es zwar einen unbestrittenen Kern grammatischer Gegenstände - und damit einen Begriffskern von Grammatik - gibt, dass es aber gerade in jüngerer Zeit der Konsens über die Extension wie die Intension des Begriffs Grammatik mehr und mehr verloren geht. Verschiedene sprachtheoretische Grundsatz-Entscheidungen bescheren uns demnach verschiedene Typen von Grammatiken. Wir möchten im Folgenden die Typologie moderner Grammatiken (nun immer verstanden als Buch) noch etwas weiter treiben, wobei wir einige weitere typologische Gesichtspunkte neben den sprachtheoretischen Grundsatz-Entscheidungen ins Spiel bringen wollen. Anschließend geben wir eine ganz knappe Aufstellung wichtiger heutiger grammatiktheoretischer Ansätze.

a) Typologie nach dem inneren Aufbau. Es gibt Grammatiken, die vom Kleinen zum Großen fortschreiben, also bei den Lauten oder Wörtern beginnen und beim Satz (oder gar Text) aufhören. Man kann sie *aszendente* Grammatiken nennen. Und es gibt die gegenteilige grammatikographische “Fortbewegungsart”; hier kann man von *deszendenten* Grammatiken reden.

b) Typologie nach dem *Vollständigkeitsanspruch*. Manche Grammatiken wollen einen umfassenden Überblick über das grammatische System einer Sprache bieten. Andere wollen das Sprachsystem an exemplarischen Ausschnitten darstellen.

c) Typologie nach der *Zweckbestimmung* und dem intendierten Benutzer- oder Adressatenkreis. Es gibt Grammatiken, die in erster Linie für die innerwissenschaftliche Diskussion geschrieben worden sind. Es sind sogenannte *Problemgrammatiken* oder wissenschaftliche Grammatiken, die zu ausgewählten Fragen umfangreiche wissenschaftliche Diskussionen aufrollen und das Pro und Kontra zu bestimmten Lösungsvorschlägen diskutieren. Ihnen stehen Grammatiken für den Laien gegenüber, seien es solche für die Schule (für den Muttersprach- oder Fremdsprachenunterricht) oder solche für spezifische Schreibberufe oder einfach für den “Hausgebrauch”. Man nennt sie auch *Resultatsgrammatiken*. In ihnen sucht man nicht die theoretische Kontroverse, sondern Hilfe für punktuelle sprachliche Probleme. Nebst Resultatsgrammatiken in systematischer Anordnung gibt es auch alphabetisch aufgebaute eigentliche Nachschlagewerke für grammatische Problem- und Zweifelsfälle. Über die Unterscheidung von Problem- und Resultatsgrammatik hinaus gibt es im Weiteren Grammatiken für Spezialzwecke, etwa für die Implementierung von Sprache auf Computern zur automatischen Übersetzung.

d) Typologie nach der *Einstellung zum Gegenstand*. Mit den zuvor genannten Unterscheidungen hängt auch die Differenzierung danach eng zusammen, ob eine Grammatik eher deskriptiv verfährt und die

Möglichkeiten und Grenzen eines Sprachsystems aufzeigt (und dabei auch Grauzonen als solche benennt und Alternativen lediglich festhält), oder ob eine Grammatik eher *normativpräskriptiv* verfährt, mögliche Alternativen bewertet, z.B. in der Absicht der Etablierung einer überregionalen einheitlichen Standardsprache. Eine präskriptive Grammatik greift gerne auch aus in den Bereich der Stilistik, d.h. sie wertet Alternativformulierungen vom Standpunkt der funktionalen oder ästhetischen Angemessenheit aus.

e) Typologie nach dem Gegenstand selber. Hier meinen wir nicht die sprachtheoretische Grundbestimmung dessen, was Grammatik ist, sondern Unterscheidungen danach, ob eine Grammatik ein bestimmtes Sprachsystem oder aber zwei oder mehr in kontrastiver Absicht beschreibt; letzteres nennt man *vergleichende* oder *kontrastive* Grammatiken. Schließlich kann eine Grammatik als sogenannte *allgemeine* oder *universale* Grammatik auch auf das allen Sprachen Gemeinsame, auf die Universalität menschlicher Sprachen gerichtet sein.

## **Überblick über wichtige neuere grammatiktheoretische Ansätze**

Die in den folgenden Gruppen erwähnten Arbeiten - sofern es sich um eigentliche Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache handelt - finden sich im Literaturverzeichnis unter der Sonderrubrik(b). Andere genannte Literatur ist im alphabetischen Literaturverzeichnis aufgeführt.

### a) *Traditionelle Grammatik*

Es ist ein gängiges Verfahren, dass man, wenn man glaubt, einen neuen theoretischen Ansatz entwickelt zu haben, alles, was vorher zu dem betreffenden Problembereich erarbeitet worden ist, als traditionell bezeichnet. Wir wollen hier mit traditioneller Grammatik eine Grammatikschreibung ansprechen,

1) die stärker als andere in der sehr langen Tradition der abendländischen Grammatikschreibung verhaftet ist, d.h. in Ansatz, Methode, Kategorien usw. deutlich in der Tradition wurzelt,

2) die eindeutig auf Resultatsgrammatiken hin arbeitet und dabei Darstellungen des Gesamtsystems einer Einzelsprache anstrebt,

3) die dadurch stark in die Praxis wirken will und wirkt, vorab in den Muttersprachunterricht (weshalb man manchmal auch von Schulgrammatik spricht) sowie in mit Sprache beschäftigte Berufszweige,

4) und die bis heute am stärksten von allen einen präskriptiven Zug aufweist, auch dies ganz im Sinne der langen grammatikographischen Tradition.

5) Die traditionelle Grammatik ist hauptsächlich am Bau der Ausdrücke orientiert, expliziert die Semantik nicht systematisch, schließt Bedeutung aber auch nicht entschieden aus, sondern interpretiert Ausdrücke mehr oder weniger stark auf Bedeutungen hin.

6) Sie verfährt aszendent.

Die traditionelle Grammatik hat in den letzten Jahrzehnten starke Impulse von den im Folgenden unter (b) und (c) referierten Ansätzen empfangen, so dass Abgrenzungen hier sehr schwierig bis unmöglich sind. Bis heute spürbar ist der Einfluss der sogenannten "Inhaltbezogenen Grammatik", die die germanistische Linguistik in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg stark beherrscht hat.

Grammatiken dieser traditionelleren Richtung sind etwa Brinkmann (1971), Erben (1980;1983), Schulz/Griesbach (1978), Eichler/Bünting (1989), Admoni (1982), Duden (1984), Helbig/Buscha (1989), Griesbach (1986), Gallmann/Sitta (1990), Schüler-Duden: Grammatik (1990).

b) *Grammatik von Hans Glinz*

Wir führen die grammatischen Arbeiten von Hans Glinz hier gesondert auf, obschon sie zu guten Teilen in die Gruppe (a) gehören. Den Arbeiten von Glinz verdankt aber gerade die Gruppe (a) heute einige

wesentliche Neuerungen, die wir weiter unten teilweise ansprechen werden. Die ‐Glinz-Grammatik‐ hat heute eine gewichtige und an Gewicht noch immer zunehmende Position in der Schule. Wichtige grammatische Gesamtdarstellungen von Glinz sind die Arbeiten Glinz (1952/1973) und Glinz (1971).

c) *Valenz- oder Dependenzgrammatik*

Die auf Lucien Tesniere zurückgehende Valenz- oder Dependenzgrammatik hat die Gruppe (a) ebenfalls stark beeinflusst. Den Grundgedanken dieses grammatiktheoretischen Ansatzes werden wir unten kurz referieren. An wichtigen Arbeiten zur deutschen Grammatik aus dieser Richtung sind Helbig (1982, 1992), Heringer (1972; 1973) und Engel (1982;1988) zu nennen. Einführungen in diese Grammatiktheorie sind u.a. Tarvainen (1981) oder Welke (1988).

d) *Funktionale Grammatik*

Hier handelt es sich nur um ein loses Konglomerat von Ansätzen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie so weit als möglich grammatische Kategorien und Regeln der Ausdrucksseite aus semantischen und/oder pragmatischen Verhältnissen zu begründen versuchen, oder aber dass sie Ausdrucksmuster konsequent in diese Richtungen interpretieren. Funktionale Grammatiken versuchen also Grammatik im traditionellen, engen Sinn mit Semantik und Pragmatik zu vermitteln. In diese Richtung arbeitet beispielsweise seit einigen Jahren eine Forschungsgruppe am Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim (vgl. Zifonun 1986). Eine andere Gruppe unter dem Namen ‐Sprache & Pragmatik‐ bemüht sich im schwedischen Lund sowie in Berlin um die Vermittlung von grammatischen und pragmatischen Ansätzen (vgl. z.B. Rosengren 1988 oder Motsch/Reis/Rosengren 1989/90).

In der DDR gab es bis in die 70er Jahre an der PH Potsdam die ‐Funktionale Grammatik‐; ihr folgte später die sogenannte ‐kommunikativ-funktionale Sprachbeschreibung‐, die allerdings nicht mehr viel mit Grammatik zu tun hatte (vgl. Schmidt u.a. 1981).

Außerhalb des germanistischen Bereichs gibt es eine Funktionale Grammatik beispielsweise von S.C. Dik (1978), von T. Givon (z.B. 1984) oder von M.A.K. Halliday (z.B. 1985).

e) *Konstituenten-/Phrasenstrukturgrammatik*

Diese hauptsächlich in den 50er Jahren in den USA entwickelte strukturalistische Theorie hat v.a. die Generative Grammatik in einem kleinen, aber zentralen Teil der Theorie stark inspiriert, in ihrer Methodik aber durchaus auch Glinz und damit die traditionelle Grammatik. Wir werden sie unten etwas genauer vorstellen.

f) *Generative Grammatik*

Wir gehen auf diese heute wieder überaus wichtige Grammatiktheorie (die eigentlich eine umfassende Sprachtheorie darstellt) gesondert ein, und zwar insbesondere auf die sogenannte Government-and-Binding-Ausprägung der Theorie. Daneben gibt es noch einige andere generative Richtungen.

Hier handelt es sich entschieden um eine wissenschaftliche Grammatikrichtung ohne direkten Praxisbezug; Versuche in früheren Etappen der Theorieentwicklung, etwa in den späten 60er Jahren, die Generative Grammatik in den Schulunterricht einfließen zu lassen, können als gescheitert gelten. Diese Grammatiktheorie vertritt in gewissen Punkten einen eher weiten Begriff von Grammatik (und schließt beispielsweise das Lexikon ein); sie reflektiert aber sehr eingehend die Abgrenzung zwischen Grammatik, Semantik und Pragmatik.

Die Generative Grammatik hat bis heute keine umfassende Darstellung des deutschen Sprachsystems hervorgebracht. In einem lockeren Zusammenhang mit einer älteren Ausprägung dieser Theorie - sowie auch mit (g), teilweise mit (d) - kann man die große sogenannte "Akademie-Grammatik" von Heidolph/Flämig/Motsch (1980) sehen; hier handelt es sich um den Prototyp einer theoretisch orientierten Grammatik.

g) *Generative Semantik*

Hier handelt es sich um einen Ableger der älteren Generativen Grammatik. Die Generative Semantik hat die Generative Grammatik gleichsam auf den Kopf (oder die Füße) gestellt: sie versucht eine semantische Grundlegung der Syntax, d.h. eine Ableitung syntaktischer Strukturen aus mehr oder weniger universalen Bedeutungsstrukturen. Die Generative Semantik im engeren Sinne hat sich heute etwas überlebt; wichtige Grundgedanken und methodische Ansätze leben jedoch besonders in (i) weiter. Eigentliche Grammatiken des Deutschen sind auf generativ-semantischer Basis nicht geschrieben worden. Als Einführung eignen sich Binnick (1972) oder Immler (1974); vgl. auch Pasch/Zimmermann (1983).

h) *Kasusgrammatik*

Die Kasusgrammatik ist ein weiterer semantisch orientierter Ableger der früheren Generativen Grammatik, der von großem Einfluss auf die Entwicklung der Grammatiktheorie der letzten Jahrzehnte war. Er lebt in jüngeren Entwicklungsstadien der Generativen Grammatik als sogenannte Theta-Theorie oder Theorie der thematischen Rollen, weiter. Bei der Kasusgrammatik handelt es sich ebenfalls um den Versuch, syntaktische Strukturen aus semantischen Strukturen, und zwar aus Konstellationen von universalen sogenannten Tiefenkasus oder Handlungsrollen wie AGENS, PATIENS, INSTRUMENTAL abzuleiten (später hat man solche Konstellationen auch Szenen genannt). Als Begründer der Kasus-theorie gilt Ch. Fillmore mit seiner Arbeit von 1968. Aus der Kasusgrammatik hat S. C. Dik seine "Funktionale Grammatik" entwickelt (vgl. Dik 1978; vgl. (d)). Grundideen der Kasusgrammatik lassen sich auch mit gewissen Weiterentwicklungen der Valenz- oder Dependenzgrammatik verbinden (vgl. Helbig 1982).

i) *Kategorialgrammatik, Formale Semantik, Montague-Grammatik*

Grammatiktheorien im Umfeld dieser Stichworte verfechten am entschiedensten die These, eine Grammatik habe auch die Bedeutung

sprachlicher Ausdrücke zu explizieren, und zwar insbesondere die Bedeutung von Sätzen. In diesen Ansätzen beschreibt man darum Ausdrücke auch in ihrem formalen Aufbau zum vornherein so, dass man ihnen in einem zweiten Schritt systematisch ihre Bedeutungen zuordnen kann. Dabei bedienen sich diese grammatiktheoretischen Ansätze hochentwickelter Kunstsprachen der modernen mathematischen Logik. Es handelt sich hier um Grammatiktheorien für ausgesprochene wissenschaftliche Spezialisten. Als Einführung sei empfohlen Link (1979).

#### j) *Weitere Grammatiken*

Eine wichtige neuere Grammatik, die man nicht ohne Weiteres einer bestimmten Schule zuordnen kann und die ihre Bestimmung v.a. im Hochschulunterricht sieht und auch gefunden hat, ist Eisenberg (1994).

Einen hoch formalisierten wissenschaftlichen Grammatiktyp im Rahmen einer ganzen Sprachtheorie hat H. H. Lieb mit seiner "Integrativen Sprachwissenschaft" entwickelt. (vgl. Lieb 1977).

Am anderen Ende, nämlich ganz stark auf die Benutzerinnen und Benutzer ausgerichtet, sind dagegen die Grammatiken von H. J. Heringer (1978) und (1988); v.a. Letztere ist eine Grammatik, die für einmal nicht so sehr den Produktionsaspekt von Sprache als vielmehr den Rezeptionsaspekt berücksichtigt; es ist eine "Verstehensgrammatik".

## **Die Lehre vom Wort: Morphologie**

### **Was ist ein Wort?**

Den einen von den beiden großen Teilen klassischer Grammatikschreibung bildet - wir haben es weiter oben gesagt - die Lehre vom Wort. Die grammatische Lehre vom Wort behandelt die formalen Ausprägungen und die syntaktische Verwendbarkeit von Wörtern. Dies soll Thema des folgenden Abschnittes sein. Er bietet einen Einblick in das

Arbeitsgebiet der *Morphologie* und diskutiert in diesem Zusammenhang auch die sogenannte *Lehre von den Wortarten*.

Der Terminus *Morphologie* bedeutet so viel wie “Lehre von den Formen”. Er wurde von Goethe geprägt zur Bezeichnung der Lehre von den verschiedenen formalen und strukturellen Ausprägungen der Gattungen und Arten lebender Organismen. Im 19. Jahrhundert übernahm man den Terminus in die Sprachwissenschaft zur Bezeichnung der Lehre von den formalen Ausprägungen der Wörter einer Sprache. Neben *Morphologie* trifft man heute auch die Termini *Morphemik* oder *Pleremik* an.

Für die Syntax sind Wörter atomare Einheiten. Sie interessieren nur als Bausteine für den Bau von syntaktischen Einheiten, von Phrasen und Sätzen. Für die Morphologie hingegen sind Wörter gerade nicht atomare Einheiten: Die Morphologie fragt nach dem “Innenleben” der Wörter. Um etwas genauer zu verstehen, was das heißt, muss uns vorerst der Begriff *Wort* zum Problem werden.

Gegeben sei folgender Satz:

*Wenn hinter Fliegen eine Fliege fliegt, fliegt eine Fliege Fliegen nach.*

Zu diesem Satz stellen wir zwei Fragen:

1. “Wieviele Wörter hat dieser Satz?”
2. “Wieviele verschiedene Wörter hat dieser Satz?”

Wir nehmen an, dass die Antwort auf die erste Frage “elf” ist, dass hingegen auf die zweite Frage verschiedene Antworten möglich sind, nämlich “sieben”, “sechs” oder gar “fünf”. Diese Uneindeutigkeit hat mit der Mehrdeutigkeit des Alltagsbegriffs “Wort” und demzufolge des Konzepts von verschiedenen Wörtern zu tun.

Bevor wir dieser Mehrdeutigkeit mit der Unterscheidung von *Lexem*, *syntaktischem Wort* und *Wortform* zu Leibe rücken wollen, widmen wir uns ganz kurz dem Unterschied zwischen der Antwort “elf” und der Antwort “sieben” und unterscheiden dazu *token* und *type*.

a) *token und type*

Wer in unserem Testsatz elf Wörter zählt, zählt sogenannte *tokens*, wer hingegen sieben (oder auch nur sechs oder fünf) verschiedene Wörter zählt, zählt *types*. Die Reduktion von elf auf sieben geschieht aufgrund der Tatsache, dass die Wörter *Fliegen*, *Fliege*, *fliegt* und *eine* je zweimal vorkommen. Sie sind je zweimal konkret materialisiert, sei das graphisch durch Buchstaben, sei es lautlich beim Vorlesen des Satzes. Solche einzelne Vorkommen nennen wir *tokens*. Dabei ist damit zu rechnen, dass die *tokens* in ihrer jeweiligen Realisierung materiell leicht voneinander abweichen, d.h. ganz leicht anders gesprochen oder geschrieben werden. Intuitiv übersehen wir jedoch diese Abweichungen völlig und haben keine Mühe, hier von einer jeweils zweifachen Realisierung des gleichen Wortes zu reden. Gleichheit ist für uns selbstverständlich Gleichheit des hinter den jeweiligen Realisierungen stehenden Musters. Dieses Muster nennen wir *type*. Selbst wenn *fliegt* am Satzanfang stünde und dann groß geschrieben würde, wäre es für uns *token* zu dem *type*, zu dem auch das kleingeschriebene *fliegt* gehört.

b) *Wortform, syntaktisches Wort, Lexem, Lexemverband*

Wer in unserem Testsatz sieben verschiedene Wörter zählt, zählt *Fliege* und *Fliegen* als zwei verschiedene Wörter, wer hingegen nur sechs verschiedene Wörter zählt, zählt sie als ein Wort. Wer gar nur fünf verschiedene Wörter zählt, fasst *Fliege*, *Fliegen* und *fliegt* zu einem Wort zusammen. - Offensichtlich spielen dabei unterschiedliche Konzepte von *Wort* eine Rolle. Zur Klärung wollen wir folgende terminologische Konvention einführen:

- Wer *Fliege*, *Fliegen* und *fliegt* je einmal zählt (und damit als Antwort "sieben verschiedene Wörter" bekommt), zählt syntaktische Wörter (genauer: *types* von syntaktischen Wörtern).
- Wer hingegen *Fliege* und *Fliegen* zusammen nur einmal zählt und *fliegt* für sich noch einmal (und damit als Antwort "sechs verschiedene Wörter" bekommt), zählt *Lexeme*.

- Wer schließlich *Fliege*, *Fliegen* und *fliegt* zusammen nur einmal zählt (und als Antwort “fünf verschiedene Wörter” bekommt), fasst diese Wörter zu einem Lexemverband zusammen und zählt diesen (diese Variante ist allerdings kaum zu erwarten).

Versuchen wir die neuen Begriffe etwas näher zu bestimmen:

(i) Syntaktisches Wort ist jede spezifische grammatische Ausprägung eines Wortes.

(ii) Unterschiedliche grammatische Wortausprägungen, d.h. Unterschiede zwischen syntaktischen Wörtern, können in der lautlichen (oder graphischen) Gestalt sichtbar sein, wie z.B. in den Unterschieden zwischen *fliegen*, *fliege*, *fliegst*, *fliegt*, *flog*, *flogst* etc. Wir sagen in diesem Fall, dass jedes syntaktische Wort in einer eigenen Wortform zum Ausdruck kommt. Die Wortform ist demnach die signifiant-Seite eines syntaktischen Wortes. Grammatische Unterschiede (Unterschiede zwischen syntaktischen Wörtern) müssen jedoch nicht notwendig materiell offenkundig sein; es gibt im Deutschen sehr viele sogenannte Homonyme, d.h. gleichlautende und dennoch verschiedene syntaktische Wörter. So ist etwa *Fliegen* eine hochgradig mehrdeutige Wortform: Sie kann Nominativ, Genitiv, Dativ oder Akkusativ (alle Plural) sein; *Fliegen* kann also vier verschiedene syntaktische Wörter repräsentieren.

(iii) Ein Lexem ist eine Menge, eine Zusammenfassung (man sagt auch: ein Paradigma) verschiedener syntaktischer Wörter, die gewisse wesentliche Dinge gemeinsam haben: In unserem Fall von *Fliege/Fliegen* ist das ein materieller Bestandteil wie *flieg-* sowie insbesondere die Wortartprägung Substantiv/Nomen (darum gehört *fliegt* nicht dazu, denn das ist eine Verbform). Für diese Zusammenfassung ist es nötig, dass im Lexem gewisse Merkmale neutral gesetzt sind, d.h. dass Variation im Rahmen dieser Merkmale nicht beachtet wird. In unserem Fall *Fliege/Fliegen* ist z.B. die Variation im Merkmal Numerus (Singular, Plural) irrelevant. In der Zusammenfassung der syntaktischen Wörter mit den Formen *fliegen*, *fliege*, *fliegst* etc. zu einem Lexem werden die

Variationen der Flexion (in den Merkmalen Person, Numerus, Tempus u.a.) neutral gesetzt.

(iv) Ein Lexemverband ist gegenüber dem Lexem eine noch größere Abstraktion; der Begriff verhält sich insbesondere gegenüber dem Merkmal der Wortart neutral: Auf unser Beispiel angewendet könnte ein Lexemverband sowohl *Fliege* wie *Fliegen* wie *fliegt* umfassen aufgrund allein ihres gemeinsamen Bestandteils *flieg-*. Ebenso könnten dazugehören *Flug*, *Abflüge*, *Blindfluges*, *verflog*, vielleicht auch *flügge*, *Flügel* usw.; es ist eine Frage der Theorie, wo man die Grenze ziehen will.

Wer in der Alltagssprache von *Wort* redet, meint manchmal Lexem, manchmal syntaktisches Wort und manchmal Wortform (kaum je Lexemverband). Diese Mehrdeutigkeit von Wort treffen wir leider auch weitherum in der Sprachwissenschaft. Zwei Beispiele, die die Mehrdeutigkeit illustrieren sollen:

- Wörterbücher gelten als Listen der Wörter einer Sprache. Sie sind im Prinzip Listen von Lexemen, nicht etwa von syntaktischen Wörtern oder von Wortformen. Niemand erwartet für *Fliege* und *Fliegen* zwei separate Einträge im Wörterbuch, aber wir erwarten für *Fliege/Fliegen* einerseits und *fliegt* andererseits je einen Wörterbucheintrag.

Da man Mengen von syntaktischen Wörtern und dadurch mittelbar von Wortformen schlecht auflisten kann, listet man in Wörterbüchern eine sogenannte *Zitier-* oder *Nennform* des Lexems auf. Das ist die Wortform eines besonders häufigen syntaktischen Wortes des betreffenden Lexems. Im Deutschen ist es Konvention, dass die Zitierform von Substantiven (bis auf Ausnahmen) die Wortform für das syntaktische Wort mit den Merkmalen “Nominativ Singular” ist, die Zitierform von Verben die Wortform für das syntaktische Wort mit dem Merkmal “Infinitiv” (im Latein hingegen ist die Wortform für das

syntaktische Wort mit den Merkmalen “1. Person Sg. Indikativ Präsens Aktiv” die Zitierform für das Lexem, also z.B. *amo*, nicht *amare*).

- Syntax, so haben wir gesagt, ist ein Set von Regeln zum Bau von Sätzen aus Wörtern. Nun operiert die Syntax aber ganz klar über syntaktischen Wörtern, nicht über Lexemen. D.h.: Sätze sind aus syntaktischen Wörtern gebaut, nicht aus Lexemen; Syntaxregeln machen Aussagen über die Kombinatorik von syntaktischen Wörtern, nicht von Lexemen. Beispielsweise fordert eine syntaktische Regel an einer bestimmten Position im Satz ein Nomen/Substantiv mit einem ganz bestimmten Kasus. Kasusmarkiert aber ist nur ein syntaktisches Wort, während das Lexem kasusneutral ist.

c) *Syntaktische Wörter als Bündel von Merkmalen*

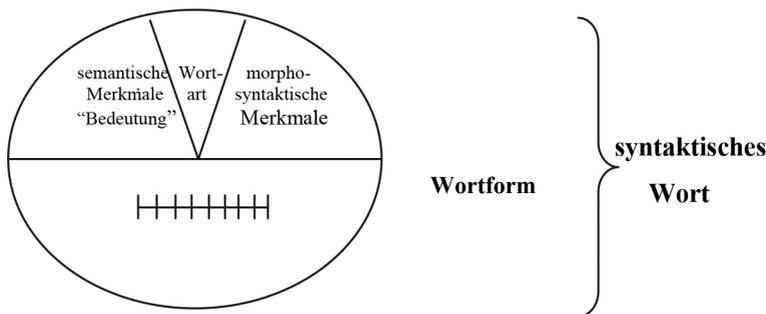
Lexeme sind Zusammenfassungen von syntaktischen Wörtern unter Neutralisierung von bestimmten ihrer Merkmale (wie “Kasus” und “Numerus” beim Substantiv/Nomen oder Person, Numerus, Tempus beim Verb). Man kann umgekehrt auch sagen: Syntaktische Wörter sind Ausgestaltungen abstrakter Lexeme unter Aufrüstung durch bestimmte zusätzliche Merkmale. Beide Sprechweisen implizieren einen entscheidenden Tatbestand: Syntaktische Wörter (aber auch Lexeme; vgl. unten) sind Bündelungen von Merkmalen oder Informationseinheiten. Syntaktische Wörter sind in dieser Hinsicht etwas Zusammengesetztes, haben einen inneren Aufbau. Wir wollen diese von syntaktischen Wörtern getragenen Merkmale oder Informationseinheiten als das signifié der syntaktischen Wörter verstehen - in etwas eigenwilliger Ausdehnung des zeichentheoretischen Begriffs von DE SAUSSURE. Dann gilt der Befund der inneren Gegliedertheit der syntaktischen Wörter zumindest einmal für deren signifié.

Betrachtet man nun aber das *signifiant* von syntaktischen Wörtern, betrachtet man die materiellen Wortformen, so kann man gerade mit Rücksicht auf die Gegliedertheit des signifiés der syntaktischen Wörter

sehr oft auch hier eine innere Komposition ausmachen (die nichts mit den Phonemsegmenten zu tun hat). Es spricht auch intuitiv einiges dafür, von einer Wortform wie *fliegt* zu sagen, dass *flieg-* die Semantik, die Wortbedeutung, trägt und *-t* das Merkmal “3. Person Singular”, oder von einer Wortform wie *Fliegen*, dass *fliege-* die Wortbedeutung und *-n* das Merkmal “Plural” trägt.

Wir sind damit an einem Punkt angelangt, wo wir das Thema der Morphologie etwas genauer eingrenzen können. Morphologie untersucht die Gegliedertheit von syntaktischen Wörtern auf der signifiant-Seite (die Gegliedertheit von Wortformen also) unter besonderer Rücksichtnahmen auf die Gegliedertheit der signifié-Seite der syntaktischen Wörter. Sie entwickelt Methoden, wie die Gegliedertheit der Wortformen aufgedeckt werden kann, und stellt Kategorien bereit, mit denen die Glieder klassifiziert, geordnet werden können. Sie erarbeitet schließlich Regeln, nach denen Wortformen einer Sprache aus den gefundenen Gliedern aufgebaut werden. Man hat die Morphologie von daher auch schon mehr oder weniger metaphorisch die “Wort-Syntax” genannt, d.h. Theorie vom Wort-Bau.

Diese Bestimmung bewegt sich im Rahmen eines etwas ausdifferenzierten Zeichenmodells Saussurescher Prägung. Das Schema 2 soll dies andeuten.



[Schema 2]

Die Graphik zeigt ein syntaktisches Wort mit der - einfachen oder zusammengesetzten - Wortform als seiner signifiant-Seite und mit der Bündelung verschiedenartiger Merkmale als seiner signifié-Seite: Es gibt die *semantischen Merkmale* oder die Bedeutung im engeren Sinn, die Gegenstand der Wortsemantik oder lexikalischen Semantik sind. Und es gibt die sogenannten *morphosyntaktischen Merkmale*. Letztere nennt man auch die *Flexionsmerkmale*. Gemeint sind Merkmale wie “Numerus”, “Kasus” oder “Person”, “Tempus” usw. *Morphosyntaktisch* heißen sie deshalb, weil sie einerseits formal an der Wortform sichtbar werden können (*morpho-*) und weil sie andererseits für die syntaktische Verwendung des syntaktischen Wortes entscheidend sind (*-syntaktisch*). Signifié-Merkmale von Wörtern können demnach auf einer nächsthöheren Stufe - auf der Stufe der Syntax - für den Aufbau von signifiant-Einheiten (Phrasen, Sätzen) wichtig werden!

Beim *Lexem* sind die morphosyntaktischen Merkmale neutralisiert, d.h. ein Lexem hat lediglich semantische Merkmale. Und es hat eine gewisse “Veranlagung” zur Ausdifferenzierung nach bestimmten morphosyntaktischen Merkmalen. Dies kann man seine Wortartprägung nennen. In Wörterbüchern wird das Lexem mit seiner Zitier-Wortform, seinen semantischen Merkmalen und seiner Wortart (d.h. seiner Potenz für gewisse morphosyntaktische Ausdifferenzierungen) und ev. mit weiteren Angaben geführt.

Die Markiertheit des *syntaktischen Wortes* hinsichtlich der morphosyntaktischen Merkmale motiviert unseren Terminus *syntaktisches Wort*: Es ist ein Lexem, das so weit mit Merkmalen ausgerüstet ist, dass man damit syntaktische Ausdrücke - Phrasen und Sätze - bauen kann.

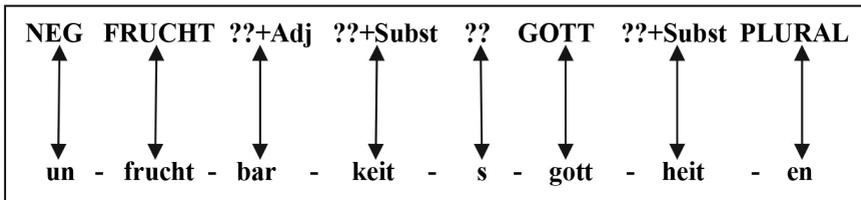
## Grundzüge der Morphologie

### a) Das Morphem

Die klassische strukturalistische Morphologie hat ihre Theorie zugeschnitten auf ein ideales syntaktisches Wort, gleichsam einen morphologischen Glücksfall, an den das folgende Beispiel eine Annäherung ist:

*unfruchtbarkeitsgottheiten*

Ideal ist dieses syntaktische Wort für die Theorie deshalb, weil sich seine Wortform sauber unterteilen - *segmentieren* - lässt in einzelne kleinste Phonem - Sequenzen mit der Eigenschaft, je ungefähr eine Bedeutung oder eine grammatische Funktion, kurz: je ungefähr ein signifié-Element zu tragen. Das Resultat dieser Analyse zeigt Schema 3.



[Schema 3]

Ein Idealfall liegt hier insofern vor, als der Gegliedertheit des signifiants, der Wortform, eine Gegliedertheit des signifiés in ziemlicher Parallelität (Isomorphie) entspricht, so dass wir das syntaktische Wort regelrecht als Verkettung von minimaleren zweiseitigen Zeichen (einzelnen Wortformen-Teilen mit je zugehörigem signifié-Merkmal) darstellen können. Man nennt eine solche minimale Phonem-Sequenz mit einer Bedeutung oder einer Funktion ein *Morphem*. Das Morphem ist der zentrale Begriff dieser morphologischen Theorie. Die klassische Definition lautet: "Das Morphem ist die kleinste bedeutungstragende Einheit". Diese Definition ist mit Vorteil zu modifizieren zu: "das Morphem ist die kleinste lautliche oder graphische Einheit mit einer Bedeutung oder grammatischen Funktion". Dabei ist für unsere weitere

Diskussion folgende Präzisierung wichtig: Ein Morphem ist primär eine signifiant-Einheit; ihren Status als solche signifiant-Einheit bekommt sie aufgrund ihrer Eigenschaft, eine signifié-Einheit zu “tragen”.

Die Minimalität der Morpheme ersieht man daraus, dass ihre weitere Segmentierung zwar noch immer auf relevante sprachliche Einheiten wie Silben oder Phoneme führen kann, diese jedoch im Unterschied zu den Morphemen keine Bedeutung oder grammatische Funktion mehr tragen. Die Morpheme sind also die minimalen Zeichen im Saussureschen Sinne des bilateralen Zeichens.

Syntaktische Wörter dagegen sind in diesem Sinne meist komplex, und diese Komplexität ist der Themenbereich der Morphologie.

Die klassische strukturalistische Morphologie

- segmentiert die Wortformen einer Sprache in einzelne Morpheme mit Bezug auf die Merkmale, die die Wortformen als signifiant von syntaktischen Wörtern tragen,
- inventarisiert die Morpheme,
- klassifiziert sie und
- sucht nach Regeln der Verkettung der Morpheme zu Wortformen für syntaktische Wörter.

Im Folgenden wollen wir zuerst wichtige Morphem-Typen-Unterscheidungen nennen (b) und danach drei Großbereiche des Wortformen-Innenbaus und damit der Morphologie mit je spezifischen weiteren Morphem-Typen ansprechen (c-e).

b) *Wichtige Morphem-Typen-Unterscheidungen*

(i) *freie Morpheme vs. gebundene Morpheme:*

Diese Unterscheidung hebt ab auf ein Vorkommens-Charakteristikum. Freie Morpheme sind Morpheme, die als eigenständige Wortform auftreten können, in unserem Bsp. *frucht* und *gott*. Es ist nicht nötig, dass sie immer so vorkommen, vgl. *gott-heit*, *frucht-bar*.

Gebundene Morpheme treten dagegen nie als selbständige Wortform, sondern immer nur zusammen mit anderen Morphemen in einer

Wortform auf, so etwa *-bar* in *frucht-bar*, *-heit* in *gott-heit*, *-en* in *gott-heit-en*.

(ii) *lexikalische vs. grammatische Morpheme*:

Diese Unterscheidung ist eine nach dem signifié (im weitesten Sinne), das das Morphem trägt. Eine scharfe Trennung ist hier nicht möglich, wir müssen eher von Polen auf einer Skala sprechen. *Lexikalische Morpheme* werden auch *Grund-* oder *Wurzel-* oder *Basis-* oder *Kern-*Morpheme genannt. Sie tragen eine Bedeutung im engeren Sinne, d.h. sie referieren auf Außersprachliches. In unserem Beispiel wären *gott* und *frucht* lexikalische Morpheme. Ihre Bedeutung zu explizieren ist vornehmliches Thema der sogenannten lexikalischen Semantik. Lexikalische Morpheme stiften - zusammen mit dem Wortartmerkmal - dem Lexemzusammenhang von syntaktischen Wörtern und - unter Neutralisierung des Wortartmerkmals - den Zusammenhang eines Lexemverbandes (*Frucht*, *fruchtbar*, *fruchten*, *Südf Frucht*, *fruchtig* usw. gehören zum selben Lexemverband).

*Grammatische Morpheme* tragen dagegen eher innersprachliche signifiés oder "Bedeutung" (man spricht auch von *grammatischer Bedeutung*). Klassische Fälle sind hier etwa die sogenannten Flexionsmorpheme wie Kasus-, Numerus-, Person-Morpheme oder auch Adjektiv-Markierungen (Derivationsmorpheme; vgl. unten) wie *-lich*, *-haft*, Substantiv-Markierungen wie *-heit*, *-ung* usw.

Die beiden genannten Dichotomien (i) und (ii) zielen auf unterschiedliche Eigenschaften von Morphemen ab. Ihre Unterteilung der Morpheme ist nicht deckungsgleich, es gibt aber eine Tendenz, die die Matrix in Schema 2-4 andeuten soll. *frucht* ist ein Normalfall: frei und lexikalisch, *seh-* ein Ausnahmefall: gebunden, aber lexikalisch; allerdings sind die Wurzelmorpheme von Verben in aller Regel gebunden. *-heit* ist ein Normalfall: gebunden und grammatisch, *zu* ein Ausnahmefall: frei und grammatisch. Den Normalfall nennt man den *unmarkierten* Fall (englisch auch: *default*), den Ausnahmefall den *markierten* Fall.

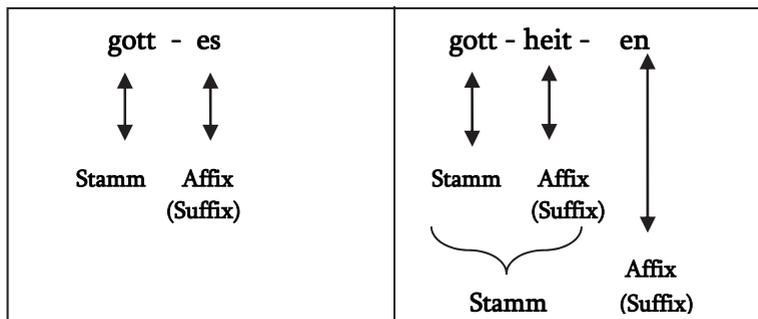
	<i>frei</i>	<i>gebunden</i>
<i>lexikalisch</i>	Normalfall	Ausnahmefall
<i>grammatisch</i>	Ausnahmefall	Normalfall

[Schema 4]

(iii) *Affixe und Stamm*

Gebundene Morpheme werden immer an andere Morpheme angehängt. Gebundene grammatische Morpheme nennt man Affixe, und man spricht von affigieren und Affigierung. Je nach Ort der Affigierung kann man *Präfixe* (vorn), *Suffixe* (hinten), *Infixe* (in ein Morphem hinein) und *Zirkumfixe* (um ein anderes Morphem herum) unterscheiden. Infixe gibt es im Deutschen nicht, Kandidat für ein Zirkumfix im Deutschen ist *ge-* VERBSTAMM-en im Partizip II, z.B. in *ge-flog-en*. Suffixe heißen auch *Endungen*.

Das, woran affigiert wird, heißt *Stamm*. Das kann ein einzelnes freies Morphem sein, das kann aber auch ein morphologischer Komplex sein, vgl. das Schema 5.

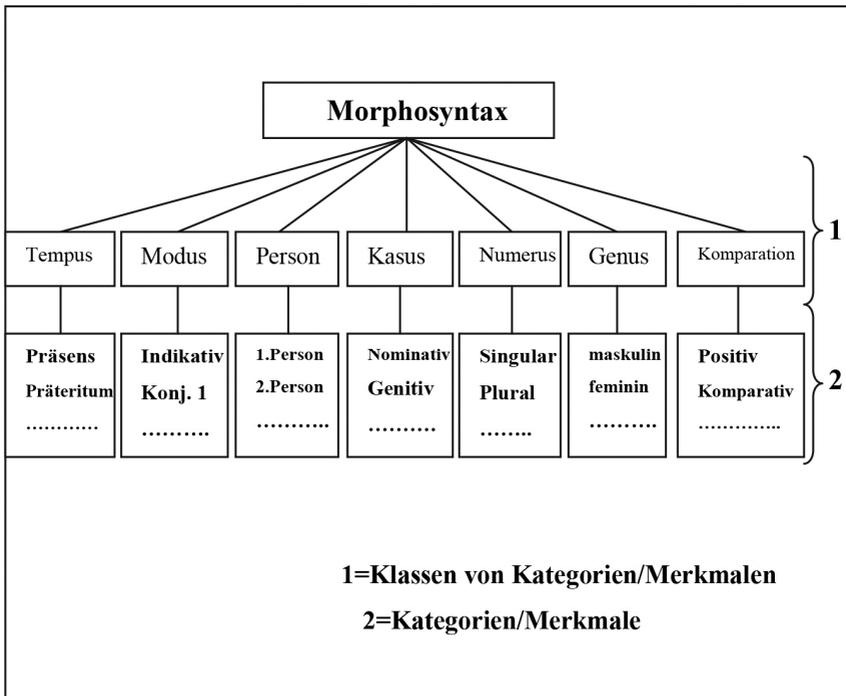


[Schema 5]

b) *Flexion*

Eine prominente Subklasse der grammatischen Affixe sind die Flexionsaffixe, im Deutschen fast ausnahmslos Suffixe, Endungen. Die Flexionsaffixe spielen eine zentrale Rolle im Bereich der sogenannten

Flexion (älterer Terminus: Beugung), d.h. der morphosyntaktischen Ausdifferenzierung der syntaktischen Wörter eines Lexems. (Allerdings ist Affigierung, wie wir noch sehen werden, nicht das einzige Mittel der Flexion.) Man spricht darum auch von den Flexionsformen eines Lexems und meint damit die syntaktischen Wörter eines Lexems. Die Flexion bildet den einen Großbereich der Morphologie; den anderen bildet die sogenannte Wortbildung (vgl. weiter unten).



[Schema 6]

Für die Flexionsaffixe (eigentlich genauer: für alle flexivischen Abwandlungen - es gibt, wie gesagt, nicht nur die Affigierung) hält die Grammatikschreibung seit langem einen festen Kanon an sogenannten *grammatischen* oder *morphosyntaktischen Kategorien* und *Kategorien-*

*klassen* bereit, mit denen man Ordnung in die Vielfalt der Phänomene zu bringen trachtet. Die Kategorien sind die sogenannten morphosyntaktischen Merkmale, die die Morpheme in die syntaktischen Wörter einbringen. Wir deuten das mit dem Schema 2-6 lediglich an und appellieren dabei an das Schulgrammatik-Wissen.

Hierzu drei Bemerkungen:

(i) Die Kategorienklassen und Kategorien werden traditionellerweise in die beiden großen Gruppen der *Deklination* und der *Konjugation* eingeteilt. Die *Komparation* rechnet manchmal zur Deklination, manchmal versteht man sie als eigenständigen dritten Bereich.

(ii) Von unserer von der alten Lateingrammatik her geprägten Schulgrammatik sind wir gewohnt, unter die Flexion auch sogenannte analytische Formen zu rechnen, das sind eigentlich nicht mehr einzelne Wortformen, sondern bereits Wortformenverbände wie z.B. eine deutsche Perfekt‘form’ (*bin geflogen*) oder eine analytische deutsche Konjunktiv II-‘Form’ (*würde fliegen*). Bestimmte grammatische Informationen, die in anderen Sprachen (z.B. Latein) morphologisch oder ‘synthetisch’, d.h. mittels einer komplexen Wortform, ausgedrückt werden, werden hier also mittels einer Wortformengruppe, d.h. eigentlich: syntaktisch ausgedrückt, und es ist vom morphologischen Standpunkt her bedenklich, hier noch von Flexion zu reden.

(iii) In Anlehnung an die grammatiktheoretischen Arbeiten von Hans Glinz hat sich heute weitherum, gerade auch in praktischen Grammatiken für die Schule, eine *Wortartenlehre* durchgesetzt, die Wörter nach ihren flexivischen Eigenschaften klassifiziert.

c) *Derivation (Ableitung)*

Die zweite prominente Affixklasse neben der Klasse der Flexionsaffixe bilden die Derivations- oder Ableitungsaffixe. Im Unterschied zur Flexion, die die Wortformenausprägung der syntaktischen Wörter eines Lexems umfasst, handelt es sich bei der Derivation oder Ableitung um die eine von zwei Möglichkeiten der Lexembildung;

traditionell spricht man von *Wortbildung*. Die andere Möglichkeit der Lexembildung ist die Komposition, auf die wir weiter unten unter (d) zu sprechen kommen. Wie bei der Flexion gilt auch bei der Derivation, dass die Affigierung nur das prominenteste, nicht aber das einzige Mittel der Bildung ist.

Die Morpheme *un-*, *-bar*, *-keit*, *-heit* in unserem Beispiel von oben sind Derivationsaffixe: Mit ihnen kann man aus bestehenden Wörtern neue Wörter bilden: *frucht*→*ge-frieren*. Im Deutschen können Derivationsaffixe Prä- oder Suffixe sein. Derivationsaffixe bestimmen oft die Wortart des Lexems, auf das sie hinführen. So sind *-bar*, *-lich* typische Adjektiv-Derivationsuffixe (*frucht-bar*, *gött-lich*), *-heit*, *-keit* oder *ge-* typische Substantiv-Derivationsaffixe (*gott-heit*, *frucht-bar-keit*, *ge-stammel*). Das Präfix *ge-* wird aber auch zur Ableitung von Verben benutzt: *frieren*→*ge-frieren*.

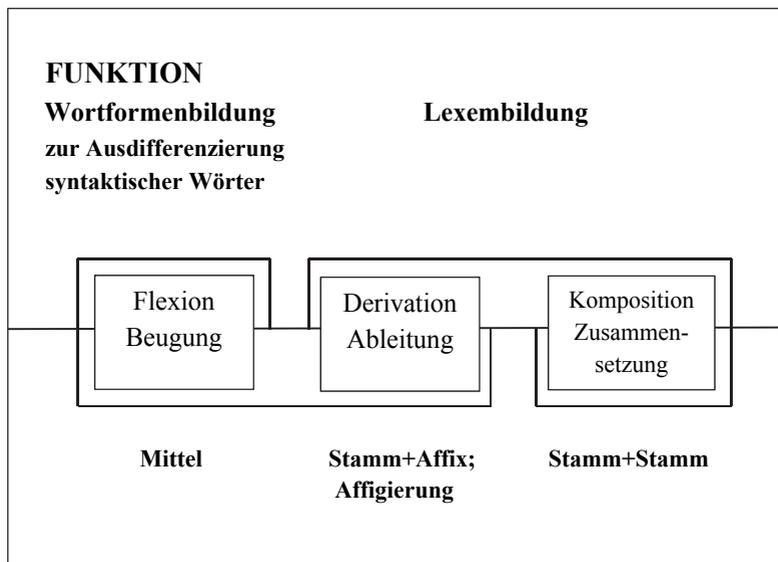
#### d) *Komposition (Zusammensetzung)*

Ein zweiter Typus der Lexembildung ist die Komposition oder Zusammensetzung. Sie unterscheidet sich von der Lexembildung durch Derivation darin, dass bei ihr zwei lexikalische Morpheme, zumeist freie Morpheme (einfache oder bereits zu Komplexen ergänzte), zusammentreten, dass zwei Stämme zusammengekoppelt werden. Während bei der Derivation im Deutschen zumeist grammatische Affixe involviert sind und an einen Stamm affigiert werden, liegt bei der Komposition also keine Affigierung vor, sondern eine Zusammensetzung von ursprünglich Gleichwertigem. In unserem Beispiel liegt Komposition von *unfruchtbarkeit* und *gottheit* zu *unfruchtbarkeit-s-gottheit* vor. Aus noch nicht ganz geklärten Gründen tritt bei der Komposition im Deutschen häufig ein sogenanntes *Fugen-s* oder *Fugen-Morphem s* auf, so auch in unserem Beispiel.

Man unterscheidet nach semantischen Gesichtspunkten die *Kopulativ-Komposition* von der *Determinativ-Komposition*. Bei ersterer gibt es im Kompositionsergebnis - dem *Kompositum* - nur ein geringes "semanti-

ches Hierarchiegefälle” zwischen den zwei Gliedern. Beispiele wären etwa *blaugrau* vs. *graublau*. Bei der Determinativ-Komposition zeigt das Resultat hingegen einen klaren Unterschied zwischen den zwei Teilen: *unfruchtbarkeitsgottheiten* sind Gottheiten der Unfruchtbarkeit. Eine *gottheitenunfruchtbarkeit* hingegen ist eine Unfruchtbarkeit von Gottheiten. Man unterscheidet die zwei Teile terminologisch folgendermaßen: In *unfruchtbarkeitsgottheiten* ist *gottheiten* das *Determinatum* oder das *Determinierte* (auch: *Grundwort*), *unfruchtbarkeit* ist das *Determinans* oder das *Bestimmende* (auch *Bestimmungswort*). Im Deutschen steht das Determinatum rechts (d.h. an zweiter Stelle).

Es gibt Komposita aus Gliedern gleicher Wortart wie *graublau* (Adjektiv+Adjektiv), *unfruchtbarkeitsgottheit* (Nomen und Nomen), und es gibt Komposita aus Gliedern ungleicher Wortart wie *Dunkelkammer* (Adjektiv+Nomen), *alkoholsüchtig* (Nomen und Adjektiv). Bei der Komposition im Deutschen bestimmt das Zweitglied die Wortart (Lexemart) des resultierenden Lexems.



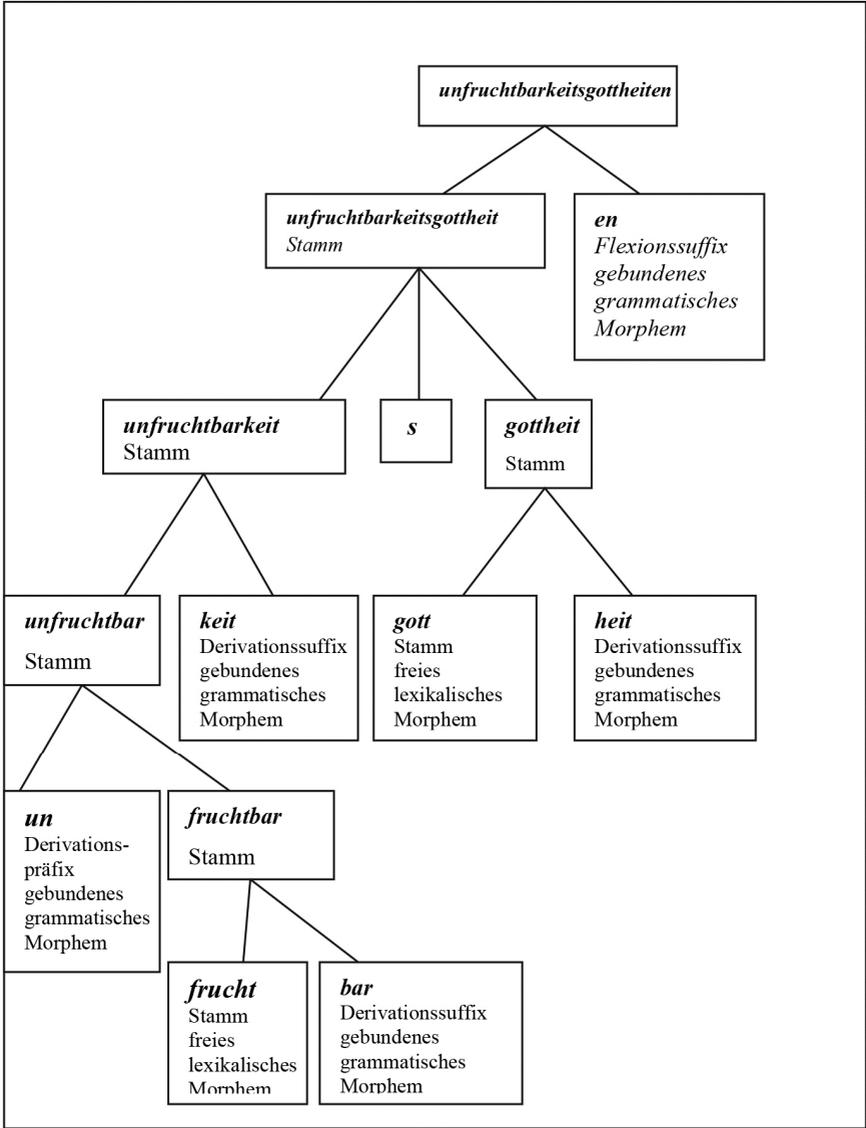
[Schema 7]

Nach diesem kurzen Durchgang durch wichtige Morphemtypen-Unterscheidungen - und damit verbunden durch die drei Großbereiche der Morphologie - versuchen wir uns einen Überblick zu verschaffen. Dazu soll das Schema 7 helfen. Es zeigt uns zum einen - was die *Funktion* morphologischer Prozesse anbelangt - die Flexion in Opposition zur Derivation und Komposition: Die Flexion ist der morphologische Prozess der Wortformen - Bildung zur Ausdifferenzierung syntaktischer Wörter eines Lexems. Demgegenüber sind Derivation und Komposition morphologische Prozesse der Ausbildung neuer Lexeme. Das Schema 7 zeigt uns zum anderen - was die *formalen Mittel* der morphologischen Prozesse anbelangt - die Komposition in Opposition zu Flexion und zur Derivation: Während Flexion und Derivation hauptsächlich mit der Affigierung an einen Stamm operieren (neben anderen formalen Möglichkeiten), liegt bei der Komposition eine Zusammensetzung von Stämmen vor.

Das Schema 8 macht die drei verschiedenen morphologischen Prozesse noch einmal an unserem Beispiel klar.

Wir schließen an diese vorläufige Bilanz einige Ergänzungen an:

i) Es gibt bestimmte Abfolgeregeln für die Affigierung im Deutschen. Lexembildende Derivationssuffixe kommen normalerweise vor Flexionssuffixen, stehen in der Wortform demnach "weiter innen": *frucht-bar-es, gott-heit-en*. Eine Ausnahme ist - sofern man Komparation zur Flexion rechnet - ein Beispiel wie *ver-größ-er-ung*. Innerhalb der Flexion kommt Numerus vor Kasus: *kind-er-n* oder Tempus vor Person: *macht-mach-t-est* usw.



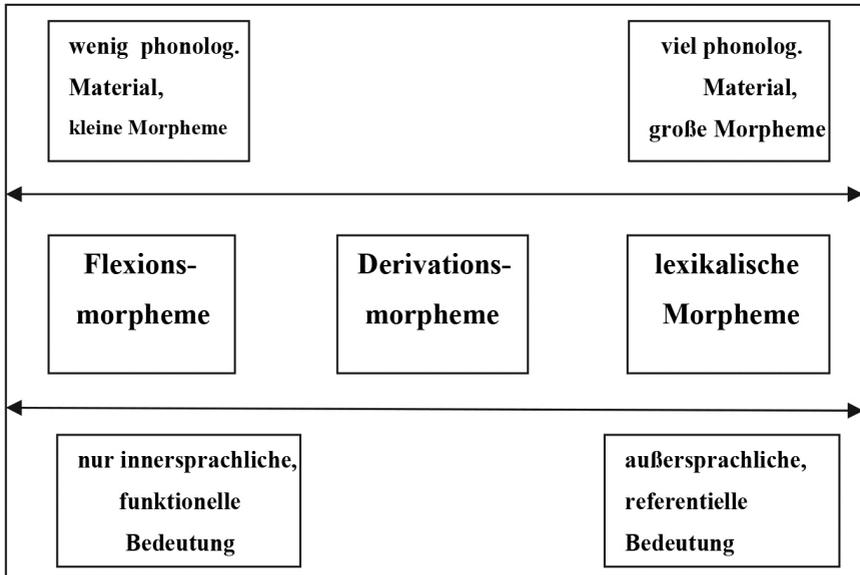
[Schema 8]

(ii) Es gibt einen gewissen Zusammenhang zwischen Ausdrucks- und Inhaltsseite einiger der vorgestellten Morphemtypen; man spricht von *Morphemklassen-Ikonismus*, was darauf verweist, dass es im weitesten Sinn ein Abbildverhältnis (ein ikonisches Zeichenverhältnis) zwischen Form/Ausdruck und Inhalt/Bedeutung gibt: ‘Großes Morphem’ - ‘viel Bedeutung’, ‘kleines Morphem’ - ‘wenig Bedeutung’. Das soll Schema 9 zeigen.

(iii) Es gibt einige weitere wichtige Unterschiede zwischen lexikalischen, derivationellen und flexivischen Morphemen:

Die *lexikalischen Morpheme* einer Sprache bilden eine große, prinzipiell offene Klasse. Täglich können neue solche Morpheme aus anderen Sprachen in ein Sprachsystem aufgenommen werden, ohne dass sich dadurch die Grammatik des aufnehmenden Sprachsystems ändern würde. Dabei kann man sich fragen, ob tatsächlich nur lexikalische Morpheme oder aber eigentliche Lexeme, d.h. lexikalische Morpheme mit Wortartprägung, übernommen werden.

Die Derivationsaffixe bilden eine sehr viel kleinere Zahl als die lexikalischen Morpheme. Prinzipiell ist diese Morphemklasse jedoch auch offen, d.h. es können neue Derivationsaffixe hinzukommen, ohne dass das System dadurch verändert würde. In selteren Fällen kann man die Entlehnung von Derivationsaffixen aus anderen Sprachen beobachten. Im Deutschen gelten das Verbalsuffix *-ieren* (*kop-ieren*) oder das Nominalsuffix *-er* (*Mach-er*) als entlehnte Derivationsaffixe (franz. *-ier* und lat. *-arius*). Ansonsten sind Derivationsaffixe in der Regel semantisch teilentleerte ehemalige lexikalische Morpheme, gehen also auf Komposition zurück. Beispielsweise ist das heutige deutsche substantivische Ableitungssuffix *-heit* bzw. *-keit* rückführbar auf ein selbständiges Substantiv *heit*, das im Althochdeutschen so viel wie ‘Art’, ‘Geschlecht’ hieß; es ist verwandt mit engl. *head* und *hood*.



[Schema 9]

Gewisse Derivationsaffixe sind im Deutschen mehr oder weniger stark produktiv. Beispiele:

- Adjektivbildungen auf *-mäßig* (auch das noch deutlich in seiner Herkunft aus einem selbständigen Wort),
- Adjektivbildungen auf *-bar*,
- Substantivbildungen auf *-ung*,
- neuerdings Substantivableitungen auf *-o:Realo*,
- oder Substantivableitungen auf *-I* (*Fundi*, *Schlaffi*).

Andere Derivationsaffixe sind kaum oder gar nicht mehr produktiv. Z.B. ist die Substantivbildung auf *-e*, einst sehr produktiv (*Dicke*, *Weite*, *Kälte*), weitgehend unproduktiv geworden, bis auf Ableitungen von Verben allerdings (*Lache*, *Mache*, *Liege*, *Glotze*, *Brumme*, *Haue*). Nicht besser geht es dem substantivischen Derivationsuffix *-tum* (*Wachs-tum*) oder dem adjektivischen Derivationsuffix *-icht* (*tör-icht*).

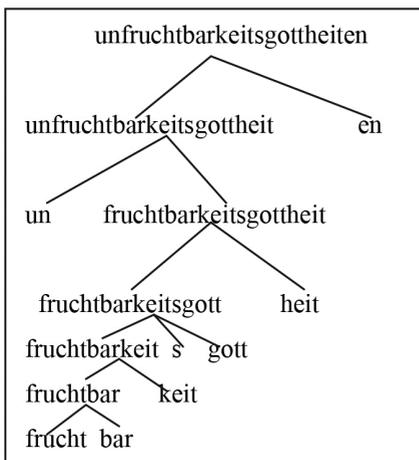
Die *Flexionsmorpheme* schließlich bilden eine kleine und geschlossene Klasse. Entlehnungen kommen kaum vor. Veränderungen

im Bestand haben gravierende Systemfolgen. Man denke etwa an das Verschwinden von Kasus-Suffixen. In einem solchen Fall kann es zu tiefgreifenden Umgestaltungen einer Sprache kommen, denn die Funktion des Kasus muss dann anderweitig erfüllt werden. Flexion ist natürlich produktiv, d.h. wenn ein lexikalisches Morphem ins Deutsche übernommen wird, fällt es mit der Zeit unter die Flexion des Deutschen: (*ich*) *computer-e*, (*du*) *computer-st*, (*wir*) *computer-n*, (*sie*) *computer-t-e* oder *ein cooler Typ* etc. Es gibt Ausnahmen: etwa die ältere Bildungssprache, in welche man lateinische Lexeme gleich auch mit deren lateinischen Wortformenausprägungen übernahm, so dass man etwa *die Tempora* und nicht *die Tempusse* o.ä. sagt.

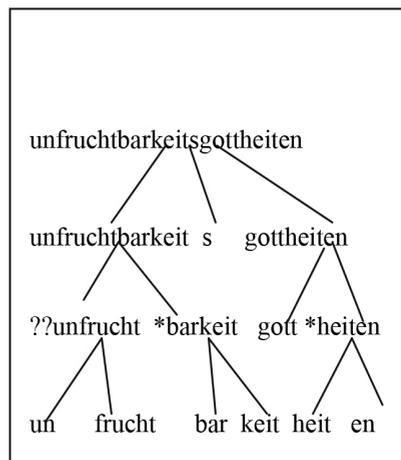
(iv) An der Flexion (Wortformenbildung) und an der Derivation und Komposition (Lexembildung) haben die einzelnen Sprachen unterschiedlich großen Anteil. Man hat hinsichtlich der Flexion im 19. Jahrhundert eine Typologie der Sprachen in *flektierende* und *nicht-flektierende* versucht. Typische flektierende Sprachen sind die älteren (oder altertümlicheren) indoeuropäischen Sprachen wie Altindisch (Sanskrit), Altgriechisch, Latein, Armenisch. In diesen Sprachen können sich einzelne Lexeme in Hunderte von Wortformen ausgestalten. Deutsch gilt als sehr kompositions- und derivationsfreudige Sprache und weist noch immer eine relativ starke Flexion, d.h. einen relativ großen Wortformenreichtum, auf; die Flexion war jedoch auch im Deutschen früher noch wesentlich reichhaltiger. Die Morphologie nimmt innerhalb der Grammatiken stark flektierender Sprachen einen erheblichen Raum ein. Nicht-flektierende Sprachen drücken die Informationen, die in flektierenden Sprachen morphologisch an den Wortformen der syntaktischen Wörter realisiert werden, mit anderen Mitteln aus, z.B. durch die Stellung der Wörter im Satz. Entsprechend nimmt in den Grammatiken dieser Sprachen die Morphologie einen kleineren Raum ein zugunsten der wichtigeren Syntax. Englisch gilt als eine indoeuropäische Sprache, die einen sehr weitgehenden Wandel von der flektierenden (morphologisch reichen) zur nicht-flektierenden (morphologisch armen, dafür v.a. 'syntaktischen') Sprache durchgemacht hat.

(v) Eine komplexe Wortform wie unsere *unfruchtbarkeitsgottheiten* kann man sich sehr unterschiedlich aufgebaut - oder entstanden - denken. Das Bau-Muster lässt sich z.B. durch Baum-Darstellungen explizieren. Wir können mögliche von unmöglichen Bau-Mustern unterscheiden. Ein unmögliches Bau-Muster enthält als Bau-Elemente Wortformen, die systematisch nicht möglich sind. Innerhalb der möglichen Bau-Muster kann es unter psycholinguistischem Gesichtspunkt (d.h. unter dem Gesichtspunkt der tatsächlichen Produktion einer solchen Form) plausiblere und unplausiblere geben. Dabei spielt die Frage eine Rolle, welche Bausteine der Produzent oder die Produzentin einer ad-hoc-Bildung (einer Form, die nicht im Wortschatz fertig gespeichert und abrufbar war) wohl am ehesten fest zur Verfügung gehabt haben mag.

Ein mögliches und sogar sehr plausibles Bau-Muster für unsere *unfruchtbarkeitsgottheiten* haben wir im Schema 8 skizziert. Ebenfalls möglich, aber sehr viel unplausibler, ist das Muster im Schema 10. Hingegen ist das Bau-Muster im Schema 11 nicht möglich, denn es enthält Teile, die es so im Deutschen nicht gibt (im Schema mit ?? und \*markiert):



[Schema 10]



[Schema 11]

Unterschiedliche Bau-Muster komplexer Wortformen können durchaus mit unterschiedlicher Semantik zusammengehen. Eine *Stadt-Auto-fahrerin* ist etwas anderes als eine *Stadttauto-Fahrerin*. Dabei leistet in der gesprochenen Sprache die Prosodie, die suprasegmentale phonologische Realisierung (Akzente, Pausen u.a.) das, was man in der Schrift mittels unterschiedlicher Schreibung - Zusammenschreibung vs. Bindestrich - differenziert. Überhaupt muss eine morphologische Theorie Aussagen darüber machen, wie sich bei der Lexem- und Wortformenbildung die Akzentverhältnisse gestalten. Diese sind keineswegs beliebig.

### **Einige Ausweitungen und einige Problematisierungen**

Wir sind bisher vom morphologischen Idealbild eines syntaktischen Wortes ausgegangen, dessen signifiant-Seite (dessen Wortform) segmentierbar ist in einzelne Phonemsequenzen, unter Bezugnahme auf entsprechend viele Bedeutungs- und Funktionseinheiten auf der signifié-Seite. Ein solches syntaktisches Wort ist eine Sequenz von Saussureschen bilateralen Zeichen oder eben von Morphemen (vgl. das Schema 3 mit der Segmentierung von *unfruchtbarkeitsgottheiten*).

Dieses Ideal ist in Wirklichkeit leider vielfältig getrübt. Teilweise hat die klassische strukturalistische Morphologie, der wir bisher gefolgt sind, die auftretenden Probleme begrifflich und terminologisch aufgefangen, teilweise aber fehlen Lösungen bis heute. Einige Probleme wollen wir im Folgenden ansprechen.

#### *a) Auslautverhärtung*

Recht harmlos ist z.B. das oft angeführte Problem der sogenannten *Auslautverhärtung*. Gemeint ist damit der Verlust der Stimmhaftigkeit von Verschluss- und Reibelauten am Wortende oder im Wortinnern vor bestimmten anderen Lauten. Man betrachte beispielsweise die korrekte Aussprache folgender Wortformen:

<i>lieben</i>	/li:bən/	(→ keine Verhärtung)
<i>lieblich</i>	/li:plic/	(→ Verhärtung)
<i>(des) Rades</i>	/ra:dəs/	(→ keine Verhärtung)
<i>(das) Rad</i>	/ra:t/	(→ Verhärtung)

Ein scheinbar nebensächliches lautliches Phänomen hat hier die unangenehme Folge, dass wir dem, was wir als sprachliche Einheit empfinden, keine fixe Lautgestalt zuschreiben können, dass also die phonologische Identität des Morphems gefährdet wird. Man kann das Problem nicht beseitigen, indem man von unterschiedlichen Seiten eines Typus redet, denn das Morphem *lieb* oder *rad* wird in verschiedenen Wortformen systematisch phonologisch unterschiedlich realisiert, also durch zwei verschiedene phonologische Typen. Im Falle von *rad* haben wir mit der Auslautverhärtung gar den Zusammenfall mit einem anderen Morphem (vgl. *der Rat*).

Die strukturalistische Morphologie löste dieses Problem durch eine theoretische Anleihe bei der Phonologie. Dort spricht man in einer Einzelsprache im Falle deutlicher und systematischer phonetischer Variation ohne funktionale (sprich: bedeutungsunterscheidende) Folgen von *Allophonie* bzw. *Allophonen*. So sind im Deutschen der sogenannte ‘ich-Laut’ [ç] und der ‘ach-Laut’ [x] Allophone, was so viel heißt wie: Es handelt sich um den gleichen Laut des Systems, er realisiert sich aber regulär (je nach lautlicher Umgebung) entweder auf die eine oder auf die andere Weise. Zwischen [ç] und [x] herrscht die Beziehung der Allophonie. Übertragen auf unseren morphologischen Fall sieht das so aus: [li:b] und [li:p] heißen *Allomorphe*, zwischen ihnen herrscht die Beziehung der *Allomorphie*. Dabei kann es - wie im Falle von [ra:t] - zu einer Homonymie, zu einer Gleichlautung eines Allomorpha mit einem anderen Morphem kommen.

Theoretisch ist dabei folgendes bemerkenswert: Die Identität des Morphems ‘verrutscht’ hier ein erstes Mal leicht auf die signifié-Seite:

Dasselbe signifié ‘Rad’ oder ‘lieb’ wird systematisch durch zwei unterschiedliche - wenn auch noch sehr ähnliche - lautliche Typen realisiert.

b) *Flexivische Veränderungen am Stamm-Morphem(I)*

Schon weniger harmlos für die morphologische Theorie ist folgender Fall:

<i>ich sag-e</i>		<i>ich seh-e</i>
<i>du sag-st</i>	aber:	<i>du sieh-st</i>
<i>sie sag-t</i>		<i>sie sieh-t</i>

In der Flexion verändert sich die Wortform nicht nur in der Endung (im Suffix), sondern auch im Stamm-Morphem. Wir haben jedoch ein Interesse, in der Theorie die intuitiv sehr präzise Identität des lexikalischen Morphems in seinen beiden Varianten /se:/ und /si:/ erfassen zu können. Wieder greift man hier zum Begriff der *Allomorphie*. Dieses Mal werden bereits zwei lautlich sehr klar unterschiedliche Größen aufgrund eines gleichen signifiés als Allomorphe *eines* Morphems zusammengefasst.

c) *Mengen von funktionsgleichen Suffixen*

In den beiden soeben referierten Fällen haben wir eine Tendenz zur Verankerung des Morphems auf der signifié-Seite, d.h. in der Einheitlichkeit der Bedeutung oder der grammatischen Funktion, angetroffen. Der Grund waren vorerst Formveränderungen ohne erkennbare signifié-Veränderung. Diese Tendenz hat in der Morphologie jedoch z.T. eine entscheidende und folgenschwere Ausdehnung auch auf Flexionskategorien erfahren, wo die Formen zum vornherein ungleich sind und nur die Bedeutung oder grammatische Funktion gleich ist. Was hindert uns daran - so war die Überlegung - eine funktionale oder semantische Einheit PLURAL oder PLURAL DES NOMENS als ein Morphem anzusetzen und nun sämtliche Ausdrucksformen davon als Allomorphe dieses Morphems zu verstehen? Vgl. das Schema 12.

So weit so gut. Für die geschlossenen Paradigmen der Flexion scheint sich so etwas geradezu anzubieten. Dieses Tun hat jedoch einige heikle Konsequenzen. Sie hängen damit zusammen, dass wir dann in der Morphologie, wenn wir so argumentieren, plötzlich nicht mehr von der Frage ausgehen: “Was ist die morphologische Struktur einer Wortform X?”, sondern uns nun vielmehr leiten lassen von der Frage: “Wie wird eine bestimmte Bedeutung - etwa PLURAL - ausgedrückt?” Damit entscheidet nun eindeutig die *Bedeutung* darüber, was die Einheit des Morphems ist. Wenn wir alle Pluralendungen als Allomorphe bezeichnen, zählt die äußere, phonologische Eigenart selbst, von der die Morphologie eigentlich ausgeht, nichts mehr. Wenn wir hier konsequent sein wollen, befinden wir uns inmitten von ganz erheblichen Schwierigkeiten. Wir denken etwa an die Folgenden:

Katze	-n	} <b>PLURAL</b>
Mensch	-en	
Kind	-er	
Hund	-e	
Auto	-s	

[Schema 12]

d) *Allomorphie zwischen gänzlich ungleich lautenden Formen.*

Müssen wir nun nicht auch beispielsweise im Bereich der Derivation Allomorphie ansetzen zwischen *un-*, *a-*, *in-*, *ir-*, *-frei-*, *-los*, ...? Diese Affixe drücken ja alle dasselbe signifié NEGATION aus. Und wie steht es im lexikalischen Bereich z.B. zwischen *anfang-* und *beginn-*? Für eine Allomorphie in diesem Fall haben allerdings noch kein Linguist und keine Linguistin plädiert, und zwar aus gutem Grund. Die Frage der semantischen Identität ist außerhalb der geschlossenen Flexionsparadigmen eine

höchst delikate. Aber in Ansätzen hat die traditionelle Morphologie auch hier schon immer sehr verschieden lautende sprachliche Einheiten als Wortformen von syntaktischen Wörtern des gleichen Lexems aufgefasst: *bin-sind-seid-ist-war-gewesen* gelten als solche, und die Einheit zwischen allen stiftet die semantische Einheit SEIN. Ebensoles gilt für *gut - besser - am besten* oder *sehr/viel - mehr - am meisten*. Dies alles scheint uns intuitiv verständlich, aber für die Theorie bedeutet das allemal, dass sich das Gewicht der Definition der Einheit Morphem massiv auf die signifié-Seite verschiebt. Irgendwann muss dann die Frage kommen, wie es um die morphologische Einheit von *anfang-* und *beginn-* steht.

e) *Null-Allomorphe*

Selbst wenn wir das Konzept der Allomorphie völlig ungleicher Formen auf geschlossene Flexionsparadigmen beschränken, sind die Probleme mit einem solchen Konzept beträchtlich. Setzen wir einmal - wie oben angesprochen - die Kategorie PLURAL DES NOMENS an und verstehen wir alle Pluralsuffixe als Allomorphe davon. Wie steht es dann mit einer Form wie *Reigen* (oder *Balken, Muster, Zettel*)? Diese Wortform steht sowohl für das singularisch markierte wie für das pluralisch markierte syntaktische Wort. Die Frage ist, wie sie das 'schafft'. Hier hat man den Begriff des Allomorphs noch einmal auszudehnen versucht und gesagt: *Reigen* hat, wenn es Wortform für das pluralisch markierte syntaktische Wort ist, einen morphologischen Teil mehr, als wenn es für das singularisch markierte syntaktische Wort steht. Dieser zusätzliche Teil ist allerdings unsichtbar; es handelt sich um das sogenannte *Null-Allomorph*. Die Wortform für das pluralisch markierte syntaktische Wort *Reigen* hat demnach folgende Struktur: *reigen-Ø*.

f) *Flexivische Veränderungen am Stamm-Morphem(II)*

Unlösbar wird das theoretische Problem mit dem Morphem PLURAL DES NOMENS, wenn man eine weitere formale Ausdrucksmöglichkeit berücksichtigt, nämlich den *Umlaut*, z.B. in *(die) Mutter - (die) Mütter*. 'Ärgerlicherweise' tritt diese Möglichkeit sogar oft noch in Kombination mit einem Affix auf, so z.B. in *(das) Haus - (die)*

*Häus-er*. Wir haben bei *Mütter* endgültig keine phonologische Sequenz mehr, an der wir die Pluralmarkierung festmachen könnten, nicht einmal mehr eine Position für ein phonologisch ‘stummes’ Null-Allomorph. Vielmehr haben wir eine *innermorphematische Abwandlung* (*u* zu *ü*); in der Wortform *Häuser* finden wir gar mehrere Orte der Markierung des PLURAL-Merkmals. Dies ist insofern verwirrend, als unsere ganze bisherige morphologische Theorie eigentlich darauf gerichtet war, den Abwandlungen auf der signifié-Seite, den Abwandlungen in den morpho-syntaktischen Merkmalen (Numerus, Kasus etc.), ihre je entsprechenden spezifischen Affixe an einen unveränderten Stamm zuzuordnen. Dieses Prinzip geht im Deutschen offensichtlich nicht ganz auf.

Ein dem Umlaut zur Markierung des substantivischen Plurals analoges Phänomen bildet im Deutschen der sog. *Ablaut*, z.B. in *find-*, *fand-*, *fund-*. Man vergleiche etwa die folgende Kombination von Um- und Ablautphänomenen:

<i>ich</i>	<i>find-</i>	<i>e</i>
<i>ich</i>	<i>fand</i>	
<i>ich</i>	<i>fänd-</i>	<i>e</i>
<i>ge-</i>	<i>fund-</i>	<i>en</i>
	<i>fünd-</i>	<i>ig</i>

Die letzten Beispiele deuten das Grundproblem an, auf das hier angesprochen werden soll: In Abweichung vom oben vorgestellten morphologischen Idealfall finden wir ganz offensichtlich in vielen Fällen keinen einfachen Parallelismus zwischen den Phonemsequenzen im signifiant (in der Wortform) eines syntaktischen Wortes einerseits und den Informationseinheiten in seinem signifié andererseits. Vielmehr gilt der Befund:

- Nicht jede signifié-Einheit eines syntaktischen Wortes lässt sich einem separaten signifiant-Segment (einem Segment der Wortform) zuordnen.
- Ein signifiant-Segment (wenn es Segmente überhaupt gibt) kann mehr als eine Informationseinheit tragen (für diesen Fall braucht

man manchmal den Terminus *Portemanteau-Morphem*, d.h. morphologische Einheit, die mehrere Informationseinheiten übereinander trägt).

Wenn wir uns auf die flexivische Wortformenvarianz von syntaktischen Wörtern eines Lexems beschränken, dann können wir für das Deutsche mindestens drei Typen der Variantenbildung angeben:

(i) *Affigierung*. Beispiele sind *gottheit-en*, *frucht-et* (gewisse Sprachen kennen auch das Gegenteil: Subtraktion; vgl. franz. Sg. *oeuf /öf/*, Pl. *oeufs /ö/*).

(ii) *Innere Abwandlung*. Wir haben den Umlaut (*Mutter - Mütter*) und den Ablaut (*find - fand*) kennen gelernt (möglich ist auch ein Konsonantenwechsel, das muss nicht Vokalvarianz sein). Die dabei beobachtbaren Oppositionen spielen nur innerlexematisch eine Rolle und sind nicht über das Lexem hinaus verallgemeinerbar; vgl. z.B. die unterschiedliche lautliche Opposition in *find - fand* und in *fang - fang*.

(iii) *Konversion*. Damit ist der Wechsel in den morphosyntaktischen Merkmalen eines syntaktischen Wortes ohne äußerliches Erkennungszeichen in seiner Wortform gemeint: (*der*) *Balken* - (*die*) *Balken*. Man könnte auch von homonymen syntaktischen Wörtern oder polysemen Wortformen reden. So kennt das Lexem mit der Zitierform *Fliege* (vgl. unser Eingangsbeispiel) nur gerade zwei Wortformen, die aber für acht verschiedene syntaktische Wörter stehen:

<i>Fliege</i>	Nom Sg	<i>Fliegen</i>	Nom Pl
<i>Fliege</i>	Gen Sg	<i>Fliegen</i>	Gen Pl
<i>Fliege</i>	Dat Sg	<i>Fliegen</i>	Dat Pl
<i>Fliege</i>	Akk Sg	<i>Fliegen</i>	Akk Pl

Der Kasuswechsel wird in diesem Fall offensichtlich nur durch Konversion 'ausgedrückt', d.h. eben: nicht ausgedrückt. Andere Sprachen kennen neben oder anstelle dieser drei Möglichkeiten weitere Mittel, so z.B. die Prosodie oder Tonalität. Statt von einem Morphem PLURAL

DES NOMENS zu reden, das nur noch im signifié verankert ist, und diesem Morphem die ganze Palette von Suffixen einschließlich der weiteren morphologischen Möglichkeiten des Umlauts und des Null-Elements als Allomorphe zuzuordnen, scheint angesichts dieser Probleme der Weg zurück erfolgversprechender: zurück zu einer konsequenten Verankerung des Morphem-Begriffs von Plural im Deutschen. Das häufigste, aber eben nicht einzige Mittel wäre die Suffigierung, das Anhängen zusätzlichen morphologischen Materials an einen Stamm. Dabei gäbe es eine Reihe bedeutungsgleicher (synonymer) Pluralmorpheme, die allerdings eine unterschiedliche Verteilung (*Distribution*) haben: Man kann bei einem bestimmten Stamm nur ein bestimmtes Pluralsuffix verwenden. Von Allomorphie wäre allenfalls noch im Falle von *-n* (*Katze-n*) und *-en* (*Mensch-en*) zu sprechen; hier handelt es sich offensichtlich um die gleiche Form, die nur aus lautlichen Gründen in zwei Varianten realisiert wird. Neben der Suffigierung gäbe es im Deutschen des Weiteren das Mittel der inneren Abwandlung (Umlaut) zur Markierung von Plural (*Mutter - Mütter*). Schließlich gibt es auch den dritten Fall der Nicht-Markierung von Plural, der Konversion (*Reigen - Reigen*). In diesem Fall wird der Plural erst syntaktisch sichtbar: durch die Artikelform oder Adjektivform, die zu *Reigen* hinzutritt, oder wenn *Reigen* als Subjekt mit einer pluralischen Verbform kongruiert usw.

Für die Morpheme - als segmentierbare Phonemsequenzen - heißt das, dass wir mit folgenden Fällen zu rechnen haben:

(i) Morpheme können bedeutungs- oder funktionsgleich (synonym) sein mit anderen Morphemen: z.B. *-e* und *-er* (*Hund-e*, aber *Kind-er*).

(ii) Morpheme können gleichlautend (homonym) sein mit anderen Morphemen, z.B. *-en* in *Mensch-en* und *-en* in *mach-en*.

(iii) Morpheme können gleichzeitig mehrere Funktionen tragen (d.h. *polyfunktional* sein). So trägt *fand* die lexikalische Bedeutung FIND sowie die Merkmale '1. oder 3. Person Singular + Präteritum+Indikativ'. In anderen Wortformen ist diese Information zumindest teilweise auf meh-

rere Morpheme verteilt; z.B. haben wir in *find-et* ein Suffix zur Markierung der '3. Person Singular'.

(iv) Die Addition von Morphemen kann den gleichen signifié-Effekt haben wie die Realisierung anderer morphologischer Prozesse: innere Abwandlung (*Mutter - Mütter*), Konversion (*Räuber - Räuber*).

(v) Morpheme können in beschränktem Ausmaß phonologische Varianz zeigen (das wären Fälle, wo von Allomorphie zu reden wäre), so etwa im Fall der Auslautverhärtung *Rad* (/ra:t/) - *Rades* (/ra:dôs/) oder im Fall der Infinitivmarkierung *-en* bzw. *-n*: *aufhell-en* - *dunkel-n*.

Damit hätten wir dann die Einheit Morphem wieder konsequent in der signifiant-Ebene, d.h. in der phonologischen Gestalt, verankert und hätten damit eine umso sicherere Basis, von der her wir auch all die Fälle in den Griff bekommen können, die dem Idealfall der klassischen strukturalistischen Morphologie - "ein signifiant-Segment entspricht einer signifié-Einheit" - zuwiderlaufen.

## **Die Lehre vom Wort: Wortartenlehre**

### **Prinzipielle Möglichkeiten der Klassifikation von Wörtern**

Wir haben schon andeutungsweise darauf hingewiesen, dass eine Grammatik zwar traditionellerweise eine Lehre vom Wort enthält, dass sie sich darin jedoch nicht eigentlich für jedes einzelne der riesigen Zahl von Wörtern interessiert, sondern für die Wörter nur insoweit, als

- (i) an ihnen sich reguläre morphologische Prozesse zeigen,
- (ii) eine Grammatik Regeln formulieren muss, wie aus Wörtern Sätze gebildet werden können.

In jeder Grammatik findet sich eine Klassifikation der Wörter, und diese Klassifikation steht mehr oder minder im Dienste dieser beiden genannten Aufgaben einer Grammatik bezüglich des Wortes.

Wörter kann man prinzipiell nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten klassifizieren. Überlegen wir uns einige grundsätzliche Möglichkeiten. Dabei gilt es, unsere Differenzierung des Begriffs Wort im Auge zu behalten: Klassifizieren wir Lexeme, syntaktische Wörter oder Wortformen?

(i) Man kann beispielsweise *Wortformen* nach ihren *phonologischen Eigenschaften* gruppieren, etwa nach Zahl und Art der Phoneme. In unseren üblichen Wörterbüchern sind Lexeme mit ihrer Zitiert-Wortform alphabetisch aufgelistet. Sogenannte *rückläufige Wörterbücher* tun ein Gleiches, jedoch nicht nach dem Wortformen-Anfang, sondern nach seinem Ende. Die Reimkunst basiert auf solchen Gruppierungen von Wortformen. Man könnte Wortformen auch nach der Zahl und Art der Silben gruppieren usw.

(ii) Man kann *Lexeme* nach den *semantischen Merkmalen*, nach der Bedeutung, klassifizieren. Eine uralte Unterscheidung ist beispielsweise die Unterscheidung in *Autosemantika* und *Synsemantika*. Die Unterscheidung ist theoretisch heikel, aber der Richtung nach sinnvoll: Autosemantika sind Lexeme mit einem lexikalischen Morphem, mit einer referentiellen Bedeutung. Synsemantika sind Lexeme mit lediglich grammatischen Morphemen; man nennt sie auch *Funktionswörter*. Neben dieser Unterscheidung kann man weiter beispielsweise Abstrakta (*Liebe, Freiheit*) von Konkreta (*Baum, Vogel, gelb*) unterscheiden, oder Zählbares (*Stein, Mensch*) von Unzählbarem (*Wasser, Sand*) oder Kategoriales, d.h. Eigenschaftswörter wie *Mann, tot, schlafen*, von Relationalem, d.h. von Beziehungswörtern wie *Mutter, befreundet, töten*. Man kann natürlich auch sehr spezielle semantische Gruppierungen vornehmen, etwa innerhalb der Adjektive sogenannte *Dimensionsadjektive* (*groß - klein; dick - dünn; alt - jung*) von anderen Adjektiven unterscheiden usw.

(iii) Man kann *syntaktische Wörter* nach den *morphosyntaktischen Merkmalen* klassifizieren. Eine solche Klasse könnte man z.B. mit dem

Etikett “Nominativ Singular” versehen; das wäre die Menge aller syntaktischen Wörter mit diesem morphosyntaktischen Merkmal.

Die Liste der Möglichkeiten ließe sich beliebig verlängern. Wir wollten nur die Möglichkeiten ansprechen, die sich aus unserem Modell des syntaktischen Wortes ergeben, das wir weiter oben mit dem Schema 2 graphisch dargestellt haben. In dieser Darstellung umfasst die signifié-Seite des syntaktischen Wortes neben den semantischen und den morphosyntaktischen Merkmalen das Merkmal der *Wortart*. Was ist damit gemeint? Bevor wir diese Frage beantworten, wollen wir einen Blick auf die traditionelle Wortartenlehre werfen.

### **Die ‘Zehn-Wortarten-Lehre’ der traditionellen Grammatik**

In der über 2000jährigen Geschichte der griechisch-abendländischen Grammatikschreibung ist die sogenannte ‘Zehn-Wortarten-Lehre’ gewachsen, die bis vor kurzem die traditionelleren Grammatiken und damit auch den Grammatikunterricht in den Schulen beherrscht hat. Ihre zehn Wortkategorien sind:

- |                      |                   |
|----------------------|-------------------|
| (1) Substantiv/Nomen | (6) Adverb        |
| (2) Verb             | (7) Konjunktion   |
| (3) Adjektiv         | (8) Präposition   |
| (4) Artikel          | (9) Numerale      |
| (5) Pronomen         | (10) Interjektion |

Die Theorie der 10 Wortarten klassifiziert ‘Wörter’ vor oder außerhalb der bewussten Unterscheidung von Lexem, syntaktischem Wort und Wortform. Wir wollen uns fragen,

(i) was die Zehn-Wortarten-Lehre eigentlich klassifiziert (Lexeme? syntaktische Wörter? Wortformen?)

(ii) und nach welchen Kriterien sie klassifiziert.

Wir beginnen mit der Frage (ii): Nach welchen Kriterien wird klassifiziert? Dabei kommen wir automatisch auch auf die Frage (i): Was wird klassifiziert?

Vorweg ist zu sagen, dass die Kriterien selten offengelegt werden. Ein möglicher Ansatzpunkt für die Beantwortung der Frage bildet die Terminologie. Das ist aber ein sehr heikler Punkt: Die lateinischen Termini sind als solche durchaus sprechend und weisen in verschiedene Richtungen, in eine eher semantische Richtung die einen (*Nomen/Substantiv, Numerale*), in die Richtung einer syntaktischen Funktion die anderen (*Konjunktion, Präposition, Adverb*), in die Richtung einer textuellen Funktion das *Pronomen*, in die Richtung einer pragmatischen Funktion die *Interjektion* usw. Eindeutschungen verstärken die Indizien, dass es sich um semantische Klassifizierungen handeln könnte (*Dingwort, Zeitwort, Umstandswort* usw.). Solche Eindeutschungen mögen ihren didaktischen Sinn haben, sie sind aber dort irreführend, wo der Klassenbildung tatsächlich nicht semantische Kriterien zugrunde liegen. Und das ist bei den ‘Zehn Wortarten’ mehrheitlich der Fall! Man tut deshalb gut daran, die lateinischen Termini zu belassen, weil wir diese eher als reine Etiketten (*nomen non est omen!*) benutzen können.

Was sind denn nun wirklich die Kriterien, die den ‘Zehn Wortarten’ zugrunde liegen? Beim Numerale ist am ehesten von einem semantischen Kriterium (“Wörter, die Zahlen bedeuten”) zu sprechen. Dieses Kriterium ist allerdings nicht konsequent durchgehalten, denn *Million* gilt nicht als Numerale, sondern als Substantiv/Nomen, *verdreifachen* gilt als Verb, *doppelt* als Adjektiv. Die Kriterien zur Bildung der Hauptwortklassen Verb, Substantiv/Nomen, Adjektiv sind also stärker als das semantische Kriterium der Zahl. Was sind das für Kriterien?

Im Grunde scheint eine Klassifikation von Lexemen vorzuliegen nach dem Kriterium, *für welche morphosyntaktischen Merkmale sie zugänglich sind:*

Nomen/Substantive sind deklinierbar (flektierbar nach Numerus, Kasus) und haben ein fixes Genus.

Adjektive sind ebenfalls deklinierbar, und zwar überdies nach dem Genus, und das mittels anderer Morpheme als die Substantive/Nomen

(zudem nach zwei morphologischen Reihen: sogenannte *starke* und *schwache Flexion*).

Verben sind hingegen konjugierbar (flektierbar nach Person, Numerus, Tempus, Modus).

Damit haben wir zwei Teilantworten auf unsere beiden Fragen gefunden: Klassifiziert werden Lexeme, und dies nach morphologischen Gesichtspunkten (das sind vermittelt dann immer auch syntaktische Gesichtspunkte, d.h. Gesichtspunkte der syntaktischen Verwendbarkeit; dazu vgl. weiter unten).

Allerdings mangelt es hier an Einheitlichkeit und Konsequenz. Wir haben das für das Numerale bereits gesehen. Ein Gleiches zeigt sich, wenn wir die Präpositionen, die Konjunktionen und die Adverben in den Blick nehmen: Das sind morphologisch ‘arme’ Lexeme, die es stets nur in einer Wortform gibt. Der Unterschied zwischen diesen Wortklassen ist offensichtlich ein anderer: Konjunktionen verknüpfen Satzteile und Teilsätze, Präpositionen stehen vor nominalen Wortgruppen. Weder Präpositionen noch Konjunktionen können Satzglieder sein. Genau dies können jedoch die Adverben, die im Gegenzug weder die syntaktische Funktion der Präpositionen noch die der Konjunktionen übernehmen können. Offenbar liegt hier eine Klassifikation nach Kriterien zugrunde, die direkt *syntaktischer* Natur sind, d.h. die auf die syntaktische Verwendung der Wörter zugreifen und ihre Verteilung im Satz (*Distribution*) berücksichtigen. Wie verfährt die ‘Zehn-Wortarten-Lehre’ mit Wörtern wie *seit* oder *während*, die sowohl präpositional (*seit meinem letzten Besuch*, *während meines letzten Besuchs*) als auch konjunkional (*seit wir uns kennen*, *während sie schwieg und große Augen machte*) verwendet werden? In der Regel werden die Wörter *doppelt geführt*, sowohl als Präposition wie als Konjunktion. Sofern man dabei bleibt, dass hier Lexeme klassifiziert werden, heißt das für die Theorie, dass Lexeme sich über ein Merkmal wie ‘syntaktische Verwendbarkeit’ unterscheiden können. Man könnte aber auch sagen, dass es nur jeweils ein Lexem *seit* oder *während*

gibt, dass es dazu aber je zwei gleichlautende (*homonyme*) syntaktische Wörter gibt. In diesem Fall würden sich die syntaktischen Wörter gegenüber den Lexemen durch ein zusätzliches Merkmal ‘syntaktische Verwendbarkeit’ auszeichnen.

Ein ganz besonderes Problem für die ‘Zehn-Wortarten-Lehre’ ist der folgende Fall: Nach dieser Lehre ist das Wort *schön* einmal Adjektiv und einmal Adverb:

- (1) *Sie hat schönes Harr.* (Adjektiv)
- (2) *Sie ist schön.* (Adjektiv)
- (3) *Sie singt schön.* (Adverb)
- (4) *Sie ist ganz schön groß.* (Adverb)

Dabei fällt als erstes auf, dass man vom ‘Wort’ *schön* im Beispiel (1) nur dann reden kann, wenn man das Lexem *schön* meint und also etwas anderes als die Wortform (die ja *schönes* ist) und damit als das syntaktische Wort. Es fragt sich nun aber, warum hier zweierlei Lexeme vorliegen sollen: ein adjektivisches Lexem *schön* und ein adverbiales Lexem *schön*. Hier kommen verschiedene Dinge zusammen: schön ist in den Verwendungen (3) und (4) nicht flektierbar, in (1) hingegen ist es flektierbar, ja mehr noch: es muss flektiert sein. In (2) ist schön ebenfalls nicht flektierbar. Warum ist (2) dann nicht auch Adverb? Hier zeigt sich der ‘schlechte Einfluß’ anderer Sprachen auf diese Wortarten-Lehre; tatsächlich wird eine Entsprechung zu *schön* in romanischen Sprachen oder im Latein in dieser Position wie ein Adjektiv flektiert (das war in Vorstufen des heutigen Deutsch auch der Fall). Hingegen hat in diesen Sprachen eine Entsprechung zu *schön* in den Positionen von (3) und (4) eine spezielle adverbiale Wortform. Sehen wir von dieser eindeutigen Inadäquatheit der Theorie, was den Satz (2) anbelangt, ab, so bleibt immer noch der Unterschied zwischen (1) und (3) bzw. (4). Hier von zwei verschiedenen Wörtern schön zu reden (einem Adjektiv und einem Adverb), heißt offensichtlich nicht länger, von Wörtern mit ihren prinzipiellen Möglichkeiten zu reden, sondern von Wörtern in bestimmten syntaktischen Verwen-

dungen, heißt also, nicht länger von Lexemen reden, sondern von syntaktischen Wörtern.

Fazit:

(i) Es ist nicht eindeutig entscheidbar, ob die ‘Zehn-Wortarten-Lehre’ Lexeme oder syntaktische Wörter oder Wortformen klassifiziert. Nun mag man einwenden, dass diese Differenziertheit auch nicht der Anspruch dieser Theorie ist. Die Diskussion sollte aber gezeigt haben, dass man mit diesem differenzierten Anspruch Ungereimtheiten der ‘Zehn-Wortarten-Lehre’ erkennen und herausarbeiten kann.

(ii) Die Kriterien, wonach die zehn Wortarten gebildet sind, sind insgesamt undeutlich, nicht reflektiert. Dieser Umstand birgt die Gefahr, dass man intuitiv gewonnene Klassen unerlaubterweise in eine bestimmte Richtung ausdeutet, interpretiert, dass man z.B. eine im Kern morphologische Klasse unzulässig semantisch ausdeutet. Die traditionelle Grammatik ist dieser Gefahr oft erlegen.

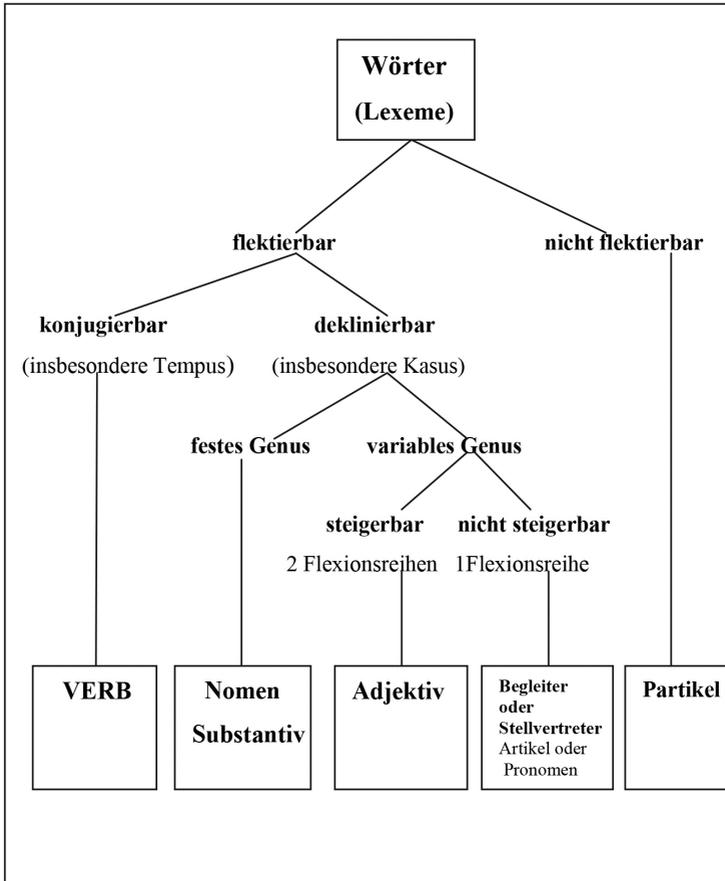
(iii) Bei genauerem Zusehen wechselt die Klassenbildung zwischen morphosyntaktischen, syntaktischen, semantischen und evtl. weiteren Kriterien. Folgen einer solchen Misch-Klassifizierung sind die

- *Nicht-Distinktivität* der Klassen (d.h. die Klassen sind nicht sauber trennbar, und ein konkretes Wort-Exemplar kann theoretisch mehreren Klassen zugeordnet werden) und die

- *Nicht-Exhaustivität* der Klassen (d.h. es ist theoretisch damit zu rechnen, dass ein einzelnes Wort keiner Klasse zugewiesen werden kann).

(iv) Diese Kritik ist von einem theoretischen, wissenschaftlichen Standpunkt aus formuliert. Mit ihr soll ausdrücklich nicht über den sprachdidaktischen Wert einer solchen Theorie geurteilt werden.

## Die 'Fünf-Wortarten-Lehre' nach Hans Glinz



[Schema 13]

In den letzten Jahrzehnten hat sich in der traditionellen Grammatik und auch im Schulunterricht die 'Fünf-Wortarten-Lehre' durchgesetzt, die von Hans GLINZ in den 50er Jahren entwickelt worden ist. Mit ihr werden die oben aufgezeigten Schwächen der 'Zehn-Wortarten-Lehre' konsequent vermieden, indem das Klassifikations-Kriterium offengelegt und durchgehalten wird. Die 'Fünf-Wortarten-Lehre' klassifiziert Le-

xeme, und zwar nach ihrer prinzipiellen Zugänglichkeit für flexivische morphologische Prozesse, nach ihrer Zugänglichkeit für morphosyntaktische Merkmale. Das Schema 13 zeigt uns das Klassifikationssystem.

Unser oben angesprochenes Problem mit dem Wort *schön* (einmal Adjektiv, einmal Adverb) stellt sich hier gar nicht: *schön* ist selbstverständlich ein Adjektiv, d.h. prinzipiell der morphologischen Veränderung, der Flexion nach Kasus, Numerus und Genus, zugänglich. Es bleibt auch in einer syntaktischen Verwendung wie in *Sie ist ganz schön groß* ein Adjektiv. An dieser syntaktischen Position ist von diesem Adjektiv (verstanden als Lexem) aber offenbar nur das syntaktische Wort *schön* möglich (unmarkiert in Bezug auf die morphosyntaktischen Merkmale Genus, Numerus und Kasus). Es scheint im Deutschen also eine Möglichkeit für Adjektive zu geben, sich ohne morphologische Veränderung an der Wortform und ohne Spezifizierung der morphosyntaktischen Merkmale zum syntaktischen Wort auszugestalten.

An den Bezeichnungen der fünf Wortarten fällt auf, dass als einzige Klasse die Klasse der *Begleiter/Stellvertreter* einen deutschen Namen hat. Dies ist nicht etwa ein Indiz dafür, dass hier das Klassifikationskriterium gewechselt hätte. Allerdings zeigt dieser Name, dass es einen engen Bezug von diesen morphologischen Klassen auf syntaktische Klassen gibt, d.h. auf Wortklassen, die Wörter zusammenfassen, die die gleichen Eigenschaften der syntaktischen Verwendbarkeit zeigen. Für eine Theorie des Satzbaus muss die 'Fünf-Wortarten-Lehre' jedoch an manchen Stellen verfeinert werden, indem die fünf Wortarten in weiteren Schritten nach *syntaktischen* Kriterien *subklassifiziert* werden. Das sei kurz angedeutet:

(i) Die Klasse der Partikeln ist zu unterteilen in Subklassen wie Konjunktion (*und, oder, weil, obschon, dass*), Präposition (*in, an, auf, bei*), Adverb (*hier, gestern, hoffentlich, deshalb*); weitere Subklassen wie Modalpartikeln (*eben, ja, doch*), Interjektionen (*hallo, he, huch*) und weiteres wären zu bedenken. Eine syntaktische Subklasse wie Adverb ist mit

Sicherheit noch immer zu grob, als dass Regeln schon auf sie zugreifen könnten.

(ii) Eine syntaktische Subklassifizierung ist im Bereich der Begleiter/Stellvertreter unumgänglich, gerade hier aber mit ganz erheblichen Schwierigkeiten verbunden.

(iii) Eine syntaktische Subklassifizierung wäre auch eine Unterteilung der Verben danach, wie viele Ergänzungen sie verlangen und welcher Art diese sein müssen: Ein Verb wie *helfen*, verlangt neben einer Nominativergänzung eine Dativergänzung, ein Verb wie *mitteilen* verlangt neben der Nominativergänzung eine Dativ- und eine Akkusativergänzung. Diesen Aspekt hat die sogenannte Valenz- oder Dependenzgrammatik systematisch verfolgt. Ein solches Subklassifikations-Kriterium greift nicht nur bei Verben, sondern auch bei gewissen Substantiven, Adjektiven und Präpositionen.

Im Hinblick auf eine syntaktische Theorie, die Regeln zu formulieren hat, wonach aus Wörtern korrekte Sätze gebildet werden, zeigt sich hier nun immer mehr, dass die signifié-Merkmale (vgl. Oben das Schema 2) durch wichtige Angaben über die syntaktische Verwendbarkeit des entsprechenden syntaktischen Wortes ergänzt werden müssen. Man kann dies dadurch erreichen, dass man das Merkmal der 'Wortart', das wir in unseren bisherigen Ausführungen vom morphologischen Standpunkt aus als "Zugänglichkeit für bestimmte morphologische Prozesse und morphosyntaktische Merkmale" ausgedeutet haben, zusätzlich auflädt. Dies ist gerade für die morphologisch 'sterilen' Partikeln offensichtlich. Oder man erreicht dies, indem man zusätzliche Typen von signifié-Merkmalen ansetzt. In Kapitel 3 werden wir sehen, wie die Generative Grammatik ihre Wörter spezifiziert, dass syntaktische Regeln auf sie zugreifen können.

## Die Lehre vom Satz: Syntax

Der Terminus *Syntax* kommt von altgriech. *Syntaxis* und heißt ursprünglich so viel wie “Zusammenstellung” oder “Anordnung”. Üblicherweise wird in der Grammatik darunter die Lehre von der Anordnung der Wörter zu Sätzen verstanden, und so wollen wir die Termini *Syntax/syntaktisch* hier auch verstehen. Daneben gibt es jedoch eine weitere Lesart von *Syntax*, die *Syntax* mit dem semiotischen Begriff der *Syntaktik* identifiziert. *Syntaktik* heißt in der Semiotik ganz generell die Zusammenstellung von Zeichen, bzw. es ist eine der drei möglichen Relationen von Zeichen: neben der *semantischen* Relation zwischen einem Zeichen und seinem Bezeichneten und der *pragmatischen* Relation zwischen einem Zeichen und seinem Zeichenbenützer ist die *syntaktische* Relation die Relation zwischen einem Zeichen und anderen Zeichen, mit denen es - im System oder in der Verwendung - zusammensteht. In diesem weiten, semiotischen Sinn, aber auch in mehr oder weniger metaphorischer Ausweitung von der Kernbedeutung der “Kombination von Wörtern zu Sätzen”, braucht man den Begriff der *Syntax* dann oft auch für kombinatorische Prozesse und Regeln unterhalb der Wortgrenze, für morphologische Phänomene also, und spricht dann etwa von *Wort-Syntax*. Oder man braucht den Begriff *Syntax* für kombinatorische Prozesse und Regeln oberhalb der Satzgrenze, für die Kombination von Sätzen zu Texten, und spricht dann etwa von *Text-Syntax*.

Darüber hinaus trifft man häufig auf eine Verwendung von *syntaktisch* (weniger von *Syntax*), der eine Pars-pro-toto-Relation zugrunde liegt: Weil die Syntax ein prominenter (und in jüngeren Grammatiken oft dominanter) Teil der Grammatik als der Lehre vom formalen Bau sprachlicher Ausdrücke ist, braucht man den Terminus *syntaktisch* nicht selten im Sinne von “grammatisch” oder “die Ausdrucksseite betreffend” in Opposition zu *semantisch* oder *pragmatisch*.

## Gegenstand der Syntax

Wenn Syntax im engeren Sinne sich damit beschäftigt, wie aus Wörtern Sätze werden, dann scheint Syntax auf die folgenden beiden Fragen eine Antwort zu geben:

- (i) Wie genau, nach welchen Regeln, werden aus Wörtern Sätze?
- (ii) Was ist ein Satz?

Zur Frage (i): Die meisten Menschen, die in unserem Kulturkreis aufgewachsen sind und von ihrer schulischen Sozialisation her einen gewissen reflektierenden Umgang mit Sprache gewohnt sind, werden, wenn sie der deutschen Sprache mächtig sind, keine Zweifel darüber haben,

1) dass *Sie hat den ganzen Tag im Bett gelegen* ein deutscher Satz ist,

2) dass hingegen *hat den ganzen Tag im Bett gelegen* oder *den ganzen Tag* oder *im Bett* keine vollständigen deutschen Sätze sind, wiewohl es irgendwie mögliche (man sagt: *wohlgeformte*) Wortgruppen sind,

3) dass *ganzen den Tag* hingegen keine wohlgeformte Wortgruppe des Deutschen ist und *Sie den ganzen Tag hat im Bett gelegen* auch kein wohlgeformter Satz des Deutschen,

4) und dass *im Bettes* ebenfalls keine wohlgeformte Wortgruppe des Deutschen ist und *Ihr hat den ganzen Tag im Bett liegen* kein wohlgeformter Satz.

Versucht man etwas systematischer zu sagen, was sich in diesem Wissen zeigt, ergeben sich unter anderem die folgenden Punkte:

(i) Damit eine Gruppe von Wörtern eine wohlgeformte Wortgruppe oder ein wohlgeformter Satz genannt werden kann, genügt es nicht, beliebige Wörter zusammenzustellen (wie z.B. in 4), sondern es braucht dazu ganz bestimmte Wörter, es braucht - genauer gesagt - syntaktische Wörter mit spezifischen Eigenschaften.

(ii) Es genügt auch nicht, die passenden Wörter mit den spezifischen Eigenschaften irgendwie zusammenzustellen (wie in 3); vielmehr muss eine bestimmte Ordnung eingehalten werden.

(iii) Damit etwas ein vollständiger Satz ist, muss ein bestimmtes Minimum an Wörtern gegeben sein; in (2) haben wir zwar wohlgeformte Ausdrücke, aber eben keine Sätze.

Wir haben schon ausführlich von den Wörtern gehandelt und von ihren spezifischen Eigenschaften, die hier nun im Bereich der Syntax offensichtlich eine Rolle spielen. Daneben aber scheint es weitere Regeln zu geben, etwa Regeln der Wortfolge, der Position in einem größeren Gebilde, oder Regeln der Vollständigkeit (“x ist ein vollständiger Satz, y ist es nicht”), die über das hinausgehen, was wir bisher als spezifische Eigenschaften der syntaktischen Wörter kennen gelernt haben.

Man unterscheidet traditionell zwischen *einfachen* und *komplexen* Sätzen. Komplexe Sätze bestehen aus mehreren sogenannten *Teilsätzen*. Diese bilden zusammen einen *Ganzsatz*. Einfache Sätze sind Gegenstand der *Lehre vom einfachen Satz*, komplexe Sätze sind Gegenstand der *Lehre vom zusammengesetzten Satz* (vgl. auch das Schema 1). In einer solchen Theorie vom zusammengesetzten Satz werden Teilsätze traditionell nach *Haupt-* und *Nebensätzen* unterschieden, wobei verschiedene Kriterien wie die Stellung des Verbs oder die syntaktische Selbständigkeit entscheidend sind; diese Unterscheidung ist besonders heikel. Man unterscheidet *Parataxe*, d.h. Nebenordnung gleichrangiger Teilsätze, von *Hypotaxe*, d.h. Unterordnung ungleichrangiger Teilsätze.

Dies alles dürfte von der Schule her bekannt sein. Wir wollen uns auf den einfachen Satz konzentrieren und etwas genauer der Frage nachgehen, was ein einfacher Satz ist.

## **Syntax des einfachen Satzes – Satzgliedlehre**

### **Satzglieder**

Syntax ist die Lehre von der Kombination von Wörtern zu Sätzen. Bestehen Sätze demnach aus Wörtern? Wenn wir uns nicht selber widersprechen wollen, müssen wir sagen: Ja! Sätze bestehen tatsächlich – in einer trivialen Weise - aus Wörtern. In der Terminologie der alten Latein-

grammatik sind die Wörter die *partes orationis*. Das Material, aus dem nach syntaktischen Regeln Sätze gebaut werden, bilden nicht etwa Lexeme, sondern *syntaktische Wörter*, die in der Wortform, in den morpho-syntaktischen Merkmalen sowie in der Wortartprägung voll spezifiziert sind. Solche syntaktische Wörter sind das Material, aus dem die Sätze sind, sind das Material, auf das syntaktische Regeln zugreifen. Insofern leistet eine Theorie vom Wort also schon einen beträchtlichen Beitrag zu einer Theorie vom Satz.

Zu sagen, dass Sätze aus Wörtern bestehen, bedeutet gleichsam, Sätze ‘von unten’ anzuschauen. Tatsächlich sind syntaktische Wörter die atomaren Einheiten, mit denen eine Syntax operiert. Einheiten unterhalb der Wortebene sind nicht Gegenstand einer Syntax, sondern Gegenstand der Wortlehre oder der Morphologie. Schaut man hingegen Sätze ‘von oben’ an, so bestehen sie nicht aus Wörtern, jedenfalls nicht unmittelbar, sondern höchstens vermittelt. Unmittelbare Konstituenten von Sätzen sind dagegen Einheiten, die auf einer oder mehreren Zwischenebenen zwischen der Ebene des einzelnen Wortes und der Ebene des Satzes anzusiedeln sind, Einheiten, die kleiner sind als Sätze und größer als einzelne Wörter (in einem noch zu präzisierenden Sinn).

Man kann das anhand verschiedener Phänomene zeigen, z.B.:

(i) Im deutschen Satz lassen sich bestimmte Wortgruppen gesamthaft verschieben, und zwar *nur* gesamthaft: *Sie hat den ganzen Tag geschlafen – Den ganzen Tag hat sie geschlafen – \*Ganzen hat sie den Tag geschlafen.*

(ii) Bestimmte Wortgruppen lassen sich gesamthaft durch ein Wort ersetzen, und umgekehrt können auch ganze Wortgruppen ein einzelnes Wort ersetzen vgl. Schema 14.

gg Sie	hh hat	dd den ganzen Tag	geschlafen
ss Sie	hh hat	lange	geschlafen
Die von ihrem unfreiwilligen Fußmarsch vollständig erschöpfte Reisegruppe	hh hat	zwei Tage und zwei Nächte	geschlafen

[Schema 14]

Die Einsicht, dass in Sätzen die Wörter auf Zwischenebenen organisiert und gruppiert sind, ist im folgenden syntaxtheoretischen Grundsatz zu fassen: *Sätze sind nicht bloße Wort-Sequenzen, sondern hinter der oberflächlichen Linearität von Wörtern verbirgt sich eine Struktur.*

Diese Einheit hat sich erst seit dem 19. Jahrhundert allmählich in der Grammatiktheorie durchgesetzt. Lange Zeit betrieb man dabei einen Import von Theorie aus der klassischen Logik und gab diesen organisierenden, gruppierenden Zwischen-Einheiten zwischen den einzelnen Wörtern und den Sätzen logische Namen wie *Subjekt, Prädikat, Objekt, Kopula, Prädikativ* usw. Gesamthaft nannte man sie mit der Zeit *Satzglieder*. Nach und nach hat sich die syntaktische Theorie jedoch ‘emanzipiert’, namentlich dank der Leistungen des amerikanischen Strukturalismus und seiner *Phrasen- oder Konstituentenstrukturgrammatik*, dank der Arbeiten von Hans GLINZ und dank der Valenz-/Dependenzgrammatik. Mit diesen neuen Einflüssen bekamen die Satzglieder zum Teil neue Namen: Die Konstituenten- oder Phrasenstrukturgrammatik spricht von *Phrasen* oder *unmittelbaren Konstituenten*, die Valenz-Dependenzgrammatik von *Ergänzungen* oder *Aktanten*. Andere Theorien gebrauchen den Terminus *Argument*. Mit den Namen unterscheiden sich allerdings auch die Konzepte mehr oder weniger stark voneinander. Wir möchten im Folgenden - ähnlich wie bei der Wortartenlehre - die ältere Satzgliedlehre mit der neueren vergleichen und dabei einige wesentliche Gesichtspunkte dieses syntaktischen Theoriebereichs skizzieren.

## Die alte Satzgliedlehre

Die alte Satzgliedlehre ist nicht eigentlich sprachwissenschaftlichen Ursprungs, sondern stammt aus der Lehre vom logischen Urteil, einem Teil der klassischen Logik. In der Urteilslehre beschäftigt man sich - auf typischen indoeuropäischen Sprachen und ihren Satzstrukturen aufbauend - mit standardisierten Aussagesätzen, die von immer gleicher Form sind:  $S \rightarrow P$ , ausformuliert: "S ist P", oder "Dem Subjekt S kommt das Prädikat P zu". Einfachste Sätze wie *Die Erde ist rund* oder *Ich schlafe* können mit diesem Schema erfasst werden. Dabei ist *Die Erde* bzw. *Ich* Subjekt, *ist rund* bzw. *schlafe* ist Prädikat.

Die Übernahme dieses Konzepts in die Grammatik stellte die ersten beiden Satzglieder bereit: Subjekt und Prädikat. Dabei spaltete man für einen Fall wie *ist rund* oder *ist eine Kugel* das Prädikat weiter in Kopula *ist* und Prädikativ *rund* bzw. Prädikatsnomen *eine Kugel*.

Nun gibt es jedoch in einer natürlichen Sprache Aussagesätze zuhauf, die wesentlich komplexer sind. Das brachte mit sich, dass man die Satzglied-Liste ergänzte, und zwar einmal um die Objekte, die man nach Kasus (bzw. Präposition und Kasus) differenzierte: *Ich liebe dich*, *Ich helfe dir*, *Ich gedenke deiner*, *Ich denke an dich*. Eine weitere Ergänzung bedeuteten die Adverbialbestimmungen, die man semantisch subklassifizierte: *Sie liegt vor lauter Langweile* (Grund) *den ganzen Tag* (Zeit) *dösend* (Art und Weise) *im Bett* (Ort). Schließlich führte man noch die Kategorie des Attributs ein für Ergänzungen zu Satzgliedern: *Die gute alte* (Attribut) *Erde ist rund*.

Das ergab sich schließlich die folgende Liste von Satzgliedern:

- (1) Subjekt,
- (2) Prädikat (Verb) (Sonderfall: Kopula *sein* und Prädikativ/Prädikatsnomen),
- (3) Objekt (Genitiv-, Dativ-, Akkusativ-, Präpositional-Objekt),
- (4) Adverbiale/Adverbialbestimmung/Umstandsbestimmung (des Ortes, der Zeit, der Art und Weise, des Grundes),

(5) Attribut.

Diese Satzgliedtheorie hat einige Mängel:

(i) Sie bietet keine übergreifende, allgemeine Definition von *Satzglied*.

(ii) Eine solche kann es gar nicht geben, denn es zeigt sich, dass hier uneinheitlich klassifiziert worden ist.

(iii) Insbesondere sind die Attribute selber keine Satzglieder, sondern nur Teile von Satzgliedern, haben also einen kategorial anderen Status. Dabei war in der Theorie nie ganz klar, ob in *die alte Linde* nur *alte* oder *die alte* Attribut ist.

(iv) Die Subklassifizierung der Satzglieder geschieht nach uneinheitlichen Kriterien: Objekte werden nach der Form subklassifiziert, Adverbiale nach der Semantik.

(v) Die Unterscheidung von Objekt (*Ich denke an dich*) und Adverbialbestimmung (*Ich hänge das Bild an die Wand*) ist problematisch. Es ist der Theorie nie gelungen, sie einwandfrei zu bestimmen und auseinanderzuhalten.

(vi) In der Herkunft der alten Satzglied-Kategorien aus der Logik liegt es begründet, dass *schön* in *Er ist schön* Teil des Prädikats ist (Prädikativ mit Kopula *ist*), in *Er singt schön* jedoch eigenständiges Satzglied neben dem Prädikat *singt*. Das scheint eher der Sprache von der Logik her aufgepresst als wirklich aus ihr geschlossen.

### **Die neuere Satzgliedlehre**

Neuere Grammatiken - sowohl Schulgrammatiken wie auch wissenschaftliche Grammatiken, die sich an ein breiteres Publikum wenden - behalten das Satzgliedkonzept bei, gehen heute aber systematischer vor. Methodisch halten sie sich dabei in vielem an die Arbeiten von Hans GLINZ.

Diese neuere Satzgliedlehre zeichnet sich durch die folgenden Punkte aus:

(i) Im Satz werden die *verbalen Teile* einerseits und die *Satzglieder* andererseits voneinander geschieden. Die verbalen Teile umfassen die finite Verbform (Personalform) mit den zugehörigen übrigen Verbformen: Infinitiv, Partizip II, Verbzusatz (= trennbare Vorsilbe von zusammengesetzten Verben). Das alte Prädikat gibt es in dieser Theorie nicht mehr.

(ii) Von den übrigen, nichtverbalen Teilen des Satzes werden diejenigen Elemente als Satzglieder bestimmt, die der folgenden Definition genügen:

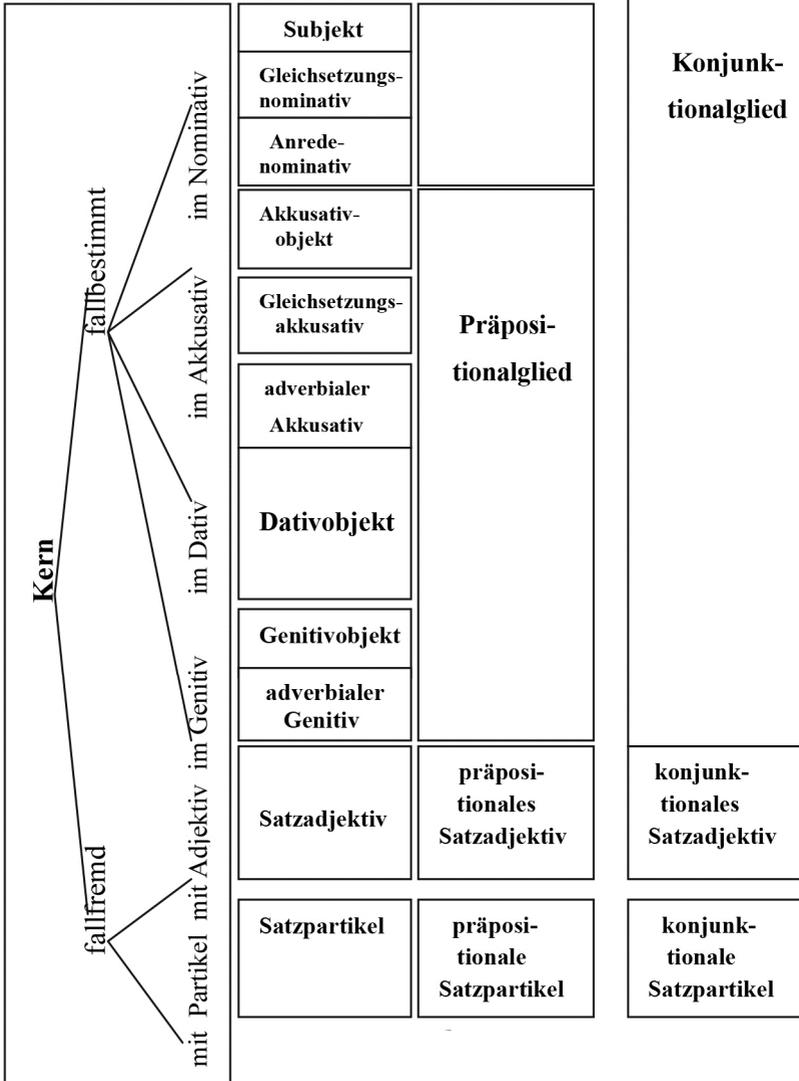
Satzglied ist diejenige kleinste Wortgruppe, die gesamthaft ersetzt und im Satz (ohne Bedeutungsänderung) nur gesamthaft verschoben und insbesondere gesamthaft in die Position vor das finite Verb in einfachen Aussagesätzen gestellt werden kann.

Das ist eine operationale Definition, die uns im konkreten Satz die einzelnen Satzglieder eingrenzen - *segmentieren* - lässt. *Operational* heißt: Sie gibt Prozeduren an die Hand, sie ist eine Art Handlungsanleitung für die konkrete Auffindung von Satzgliedern. Im amerikanischen Strukturalismus hat man von *Auffindungs-* oder *Entdeckungsprozeduren* gesprochen. Glinz nennt die Prozeduren *Proben*: *Verschiebeprobe*, *Ersatzprobe*. Für die Ersatzprobe vergleiche man das Beispiel in Schema 14. Eine Verschiebeprobe ergibt am ersten der drei darin enthaltenen Sätze folgende Möglichkeiten: *[Sie] hat [den ganzen Tag] geschlafen* - *[Den ganzen Tag] hat [sie] geschlafen* - *Geschlafen hat [sie] [den ganzen Tag]*.

(iii) Was man mit Hilfe solcher Prozeduren in konkreten Sätzen findet; was man in der Wortkette eingrenzen, segmentieren kann, muss dann noch klassifiziert werden. Die neuere Satzgliedlehre legt die Klassifikationskriterien offen. Man kann sie als eine Art Kreuzklassifikation mit den beiden Leitfaden "fallbestimmtes oder fallfremdes Satzglied?" und "Satzglied mit oder ohne Einleitwort?" ansehen, vgl. Schema 2-15.

# Einleitewort

ohne Einleitewort      mit Einleitewort  
                                  mit Präposition      mit "als"/"wie"



[Schema 15]

(i) Oftmals wird innerhalb der Präpositionalglieder - analog zur Differenzierung innerhalb der genitivischen und der akkusativischen Glieder - weiter differenziert in *Präpositionalobjekt* und adverbiales *Präpositionalgefüge*; diese Unterscheidung ist in vielen Fällen heikel, ein eindeutiges operationales Kriterium wurde bisher nicht gefunden.

(ii) Die Satzgliedkategorien können die Basis sein für weitere Subklassifizierungen, etwa nach semantischen Gesichtspunkten. So etwas hat man beispielsweise für das Subjekt und die Objekte schon versucht und dabei Subklassen formuliert wie AGENS, AFFIZIERTES OBJEKT, EFFIZIERTES OBJEKT, INSTRUMENT, ORT, ZEITPUNKT etc. Zum Teil sind das sehr alte Kategorien, zum Teil tauchen hier aber auch Kategorien auf, die auf das Konzept der *Tiefenkasus* in der sogenannten *Kasusgrammatik* bzw. auf das Konzept der *thematischen Rollen* in der jüngeren Generativen Grammatik zurückgehen.

(iii) Im Sinne der *Valenz-/Dependenzgrammatik* kann man die Satzglieder auch danach subklassifizieren, ob es sich um *obligatorische*, *fakultative* oder *freie* Glieder handelt.

(iv) Die neuere Satzgliedtheorie hat mit der Valenz-/Dependenzgrammatik gemein, dass sie in einem Satz die verbalen Teile einerseits und die nichtverbalen Glieder andererseits unterscheidet, und dass sie einen Satz im Wesentlichen versteht als ein Gebilde, bestehend aus (1) einem verbalen Komplex, (2) den von diesem verbalen Komplex aufgerufenen Satzgliedern, (3) eventuell weiteren frei hinzutretenden Satzgliedern.

(v) Dabei rückt diese syntaktische Theorie die Organisationsebene der Satzglieder sehr stark in den Vordergrund, als gäbe es zwischen den einzelnen Wörtern und dem ganzen Satz nur diese eine Zwischenebene. Dieses Modell erweist sich bei näherem Zusehen als zu einfach, als zu wenig flexibel.

## Satzglieder und Wortarten

Vielen Studierenden fällt es schwer, zwischen Wortarten und Satzgliedern zu unterscheiden. Dabei handelt es sich hier um einen ganz fundamentalen Unterschied. *Wortarten* sind - wie immer man sie auch genau fast - *kategoriale Größen*; es sind Mengen von einzelnen Exemplaren, die alle ein bestimmtes Merkmal gemeinsam haben; dieses kommt den Exemplaren dieser Klassen fest zu. Man kann beispielsweise Exemplare der Klasse Verb oder Adjektiv oder Partikel aufzählen. Dasselbe gilt von Wortgruppen, wenn ich sie lediglich formal klassifiziere, z.B. 'Wortgruppe mit Kern im Akkusativ' (z.B. *den Mann*). *Satzglieder* hingegen sind *relationale Größen*; es sind Mengen nicht von einzelnen Exemplaren, sondern Mengen von Paaren, die ein bestimmtes Merkmal gemeinsam haben; diese Paare bestehen aus dem jeweiligen Satzglied einerseits und dem ganzen Satz andererseits. Das bedeutet, dass ein Wort oder eine Wortgruppe nicht ein bestimmtes Satzglied ist aufgrund eines diesem Wort oder dieser Wortgruppe inhärenten Merkmals, sondern aufgrund einer bestimmten Beziehung, die dieses Wort oder diese Wortgruppe nicht ein bestimmtes Satzglied ist aufgrund einer bestimmten Beziehung, die dieses Wort oder diese Wortgruppe zum ganzen Satz hat. Satzglieder kann man deshalb nicht aufzählen. Es ist sinnlos zu sagen: "Nenn mir mal ein Subjekt!" Nennen kann man höchstens einen ganzen Satz mit seinem Subjekt.

Es kann durchaus sein, dass ein Satzglied nur aus einem Wort besteht; dieser Fall ist sogar sehr häufig: *Griecher sucht Griechin. Mikis ist Grieche*. Wir haben zweimal das gleiche syntaktische Wort *Grieche*: ein maskulinisches Nomen/Substantiv im Nominativ Singular. Als solches könnte ich es mit ungezählten anderen Wörtern gleicher grammatischer Prägung aufzählen. Dieses Wort *Grieche* übernimmt aber beim Eintritt in den Satz gleichsam eine neue Rolle, ohne seine alten Eigenschaften jedoch zu verlieren; es wird Subjekt im ersten Fall, Gleichsetzungsnominativ im zweiten Fall. Als Träger dieser Rollen kann

man es nicht einfach aufzählen, *Griechen* allein ist weder Subjekt noch Gleichsetzungsnominativ, es ist einfach ein maskulines substantivisches Wort im Nominativ Singular. Ein Vergleich möge den Unterschied noch etwas verdeutlichen: Mann oder Frau, erwachsen, 45 Jahre, Griechen zu sein usw. sind kategoriale Merkmale eines Menschen. Sie haften ihm überall und jederzeit an. Das ist wie Substantiv, Adjektiv oder Wortgruppe mit Partikel im Kern zu sein. Hingegen sind Kundin, Kenner oder Laie, Ausländerin zu sein relationale Merkmale, die einem Menschen in Abhängigkeit von der Situation zukommen, in der er sich gerade befindet. Das ist wie Subjekt zu sein oder Gleichsetzungsnominativ. Natürlich bilden die kategorialen Merkmale bestimmte notwendige Voraussetzungen für relationale Merkmale. Man muss beides jedoch strikt unterscheiden, im Leben wie in der Syntax.

## Literaturverzeichnis

1. Abraham, Werner 1988: Terminologie zur neueren Linguistik (=Germanistische Arbeitshefte. Ergänzungsreihe 1).
2. Admoni, Wladimir 1982: Der deutsche Sprachbau. 4., überarb. u. erw. Aufl. München.
3. Althaus, Hans Peter; Helmut Henne; Herbert Ernst, Wiegand (Hg.) 1980: Lexikon der germanistischen Linguistik. 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. Tübingen.
4. Barthes, Roland 1979: Elemente der Semiotik. Frankfurt.
5. Bausch, Karl-Heinz (Hg.) 1982: Mehrsprachigkeit in der Stadtregion. Jahrbuch 1981 des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf.
6. Burger, Harald 1991: Das Gespräch in den Massenmedien. Berlin.
7. Busse, Dieter (Hg.) 1991: Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels. Tübingen (=RGL 113).
8. Bussmann, Hadumod 1990: Lexikon der Sprachwissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart (=Kröners Taschenausgabe 452).
9. Brinkmann, Hennig 1971: Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. 2., neubearbeitete und erweiterte Auflage. Düsseldorf.
10. Chomsky, Noam 1957: Syntactic structures. The Hague.
11. Chomsky, Noam 1965: Aspects of the theory of syntax. Cambridge, Mass.
12. Chomsky, Noam 1981: Lectures on government and binding. Dordrecht.
13. Chomsky, Noam 1986a: Barriers. Cambridge, Mass.
14. Chomsky, Noam 1986b: Knowledge of language. Its nature, origin and use. New York.
15. Chomsky, Noam 1992: A minimalist program for linguistic theory. Cambridge, Mass.
16. Clahsen, Harald 1990: Die Untersuchung des Spracherwerbs in der generativen Grammatik. Einige Bemerkungen zum Verhältnis von Sprachtheorie und Psycholinguistik. In: DU 42, 5, 8-18.
17. Conrad, Rudi (Hg.) 1985: Lexikon der sprachwissenschaftlichen Termini. Leipzig.

18. Coseriu, Eugenio 1970: Einführung in die strukturelle Betrachtung des Wortschatzes, Tübingen (=Tübinger Beiträge zur Linguistik 14).
19. Crystal, David 1987: The Cambridge encyclopedia of language. Cambridge u.a.
20. Crystal, David 1991: A dictionary of linguists and phonetics. 3d edition. Oxford.
21. Duden 1984: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim u.a. (=Der Duden in 10 Bänden . Bd. 4).
22. Eichler, Wolfgang; Karl-Dieter Bunting 1989: Deutsche Grammatik. Form, Leistung und Gebrauch der Gegenwartssprache. 4. Aufl. Kronberg (=Athenäum Studienbücher).
23. Eisenberg, Peter 1994: Grundriss der deutschen Grammatik. 3., überarb. u. Aufl. Stuttgart/Weimar.
24. Engel, Ulrich 1982: Syntax der deutschen Gegenwartssprache. 2. Auflage. Berlin (=Grundlagen der Germanistik 22.).
25. Engel, Ulrich 1988: Deutsche Grammatik. Heidelberg.
26. Erben, Johannes 1980: Deutsche Grammatik. Ein Abriss. 12. Aufl. München.
27. Erben, Johannes 1984: Deutsche Syntax. Eine Einführung. Bern u.a. (=Germanistische Lehrbuchsammlung 12).
28. Erben, Johannes 1993: Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. 3., neubearbeitete Aufl. Berlin (=Grundlagen der Germanistik 17).
29. Fillmore, Charles J. 1968: The case for case. In: E. Bach; R.T. Harms (Hg.): Universals in linguistic theory. New York, 1-88. Deutsch in: Werner Abraham: Kasustheorie. Frankfurt 1971.
30. Fleischer, Wolfgang; Irmhild Barz (unter Mitarbeit von Marianne Schröder) 1992: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
31. Gabrieljan J., Sprachtypologie und Sprachvergleich, Jerewan, 2007.
32. Gabrieljan J., Theoretische Grammatik des Deutschen, Jerewan, 2013.
33. Gallmann, Peter/Horst Sitta 1990: Deutsche Grammatik. Orientierung für Lehrer. Zürich.
34. Glinz, Hans 1952/1973: Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. 6., durchgesehene Auflage. Bern (=Bibliotheca germanica 4). [1. Auflage 1952].

35. Glinz, Hans 1971: Deutsche Grammatik II: Kasussyntax-Nominalstrukturen - Wortarten - Kasusfremdes. Frankfurt (=Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft 3).
36. Glück, Helmut (Hg.) 1993: Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart.
37. Griesbach, Heinz 1986: Neue deutsche Grammatik. Berlin u.a.
38. Heintel, Erich 1986: Einführung in die Sprachphilosophie. 3. Auflage. Darmstadt.
39. Helbig, Gerhard 1986: Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970. Leipzig.
40. Helbig, Gerhard 1989: Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. 8. Aufl. Opladen.
41. Helbig, Gerhard; Joachim Buscha 1991: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 13., durchges. Aufl. Leipzig.
42. Helbig, Gerhard 1992: Probleme der Valenz- und Kasustheorie. Tübingen (=Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 51).
43. Henne, Helmut 1979: Die Rolle des Hörers im Gespräch. In: Inger Rosengren (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1978. Lund (Lunder germanistische Forschungen 48), 122-134.
44. Henne, Helmut; Helmut Rehbock 1982: Einführung in die Gesprächsanalyse. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage. Berlin, New York (=Sammlung Göschen 2212).
45. Henne, Helmut 1986: Jugend und ihre Sprache: Darstellung, Materialien, Kritik. Berlin, New York.
46. Hentschel, Elke; Harald Weydt 1990: Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin.
47. Heringer, Hans Jürgen 1972: Deutsche Syntax. 2., Auflage. Berlin/New York (=Sammlung Göschen 5246).
48. Heringer, Hans Jürgen 1973: Theorie der deutschen Syntax. 2. Auflage. München (=Linguistische Reihe 1).
49. Jung, Walter 1988: Grammatik der deutschen Sprache . 9. Aufl. Bearbeitet von G. Starke. Leipzig.
50. Kohler, Klaus 1977: Einführung in die Phonetik des Deutschen. Berlin.
51. König, Werner 1978: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte. München (=dtv-Atlas 3025).

52. Kürschner, Wilfried 1989: Grammatisches Kompendium. Systematisches Verzeichnis grammatischer Grundbegriffe. Tübingen (=UTB 1526).
53. Lewandowski, Theodor 1990: Linguistisches Wörterbuch. 5. überarbeitete Auflage Heidelberg (=UTB 1518).
54. Lutzeier, Peter Rolf 1981: Wort und Feld. Wortsemantische Fragestellungen mit besonderer Berücksichtigung des Wortfeldbegriffs. Tübingen.
55. Motsch, Wolfgang; Dieter Viehweger (Hg.) 1982: Richtungen der modernen Semantikforschung. Berlin.
56. Motsch, Wolfgang, Marga Reis; Inger Rosengren 1989/90: Zum Verhältnis von Satz und Text. In: Sprache & Pragmatik. Arbeitsberichte 11/1989, 1-36. Wieder in: Deutsche Sprache 18 (1990), 2, 97-125.
57. Sandig, Barbara 1986: Stilistik der deutschen Sprache. Berlin, New York.
58. Sandig, Barbara 1987: Textwissen. Beschreibungsmöglichkeiten und Realisierungen von Textmustern am Beispiel der Richtigstellung. In: Johannes Engelkamp u.a. (Hg.): Wissensrepräsentation und Wissensaustausch. Interdisziplinäres Kolloquium der Niederländischen Tage in Saarbrücken, April 1986. St. Ingbert, 115-155.
59. Saussure, Ferdinand de 1917/1967: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Berlin.
60. Sommerfeldt, Karl-Ernst; Wolfgang Spiewok 1989: Sachwörterbuch für die deutsche Sprache. Leipzig 1989.
61. Sommerfeldt, Karl-Ernst; G. Starke 1992: Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 2., neu bearb. Aufl. Tübingen.
62. Techtmeier, Bärbel 1984: Das Gespräch. Funktionen, Normen und Strukturen. Berlin.
63. Tillmann, Hans-Günther; Phil Mansell 1980: Phonetik: lautsprachliche Zeichen, Sprachsignale und lautsprachlicher Kommunikationsprozeß. Stuttgart.
64. Wunderlich, Dieter 1970: Zur Rolle der Pragmatik in der Linguistik. In: Der Deutschunterricht 22, 4.
65. Wunderlich, Dieter 1991: Arbeitsbuch Semantik. 2., ergänzte Auflage. Frankfurt (=Athenäum Studienbuch Linguistik).
66. Wurzel, Wolfgang Ullrich 1970: Studien zur deutschen Lautstruktur. Berlin.

67. Wurzel, Wolfgang Ullrich 1984: Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Berlin (=studia grammatica 21).
68. Wurzel, Wolfgang Ullrich 1988: Zur Erklärbarkeit sprachlichen Wandels. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 41, 4, 488-510.
69. Zifonun, Gisela (Hg.) 1986: Vor-Sätze zu einer neuen deutschen Grammatik. Tübingen (=Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache 63).
70. Zimmer, Dieter E. 1986: So kommt der Mensch zur Sprache. Über Spracherwerb, Sprachentstehung, Sprache und Denken. Zürich.
71. Zimmer, Dieter E. 1989: Experimente des Lebens. Zürich.

**Երևանի պետական համալսարան**  
**Staatliche Universität Jerewan**

**ՅՈՒՐԻ ՄԻՇԱՅԻ ԳԱԲՐԻԵԼՅԱՆ**  
**YURI M. GABRIELIAN**

**Արդի գերմանագիտության**  
**քերականական տեսություններ**

**Grammatiktheorien**  
**moderner Germanistik**

Համակարգչային ձևավորումը՝ Կ. Չալաբյանի  
Կազմի ձևավորումը՝ Ա. Պատվականյանի  
Հրատ. սրբագրումը՝ Արգինե Բաղայանի

Տպագրված է ՀՀ ԿԱ ՊԵԿ «Ուսումնական կենտրոն» ՊՈԱԿ-ի  
Հրատարակչական մասի տպարանում:  
ք. Երևան Ահարոնյան 12/3

Ստորագրված է տպագրության՝ 22.06.2017:  
Չափսը՝ 60x84 <sup>1</sup>/<sub>16</sub>: Տպ. մամուլը՝ 5:  
Տպաքանակը՝ 100:

ԵՊՀ հրատարակչություն  
ք. Երևան, 0025, Ալեք Մանուկյան 1  
[www.publishing.y-su.am](http://www.publishing.y-su.am)